Bild
247

# Briefe

an

# Psychidion,

oder:

## Ueber weibliche Erziehung.

Von

Ernst Moritz Arndt.

[Goedeke VII, 822, N: 18]

[Erstausgabe]

Altona, 1819.
bei J. F. Hammerich.

Bild
247

STADTBIBLIOTH.

Diese Briefe, die hier erscheinen als der dritte Theil meiner Bruchstücke über Menschenbildung, sind schon vor acht Jahren geschrieben. So lange haben sie still in der lieben Heimath gelegen, weil das wechselvolle Leben ihren Verfasser anderswohin trieb. Ich gebe sie, wie sie damals entstanden sind, ohne Aenderung oder Zusatz; denn, wie ich sie wieder überlese, däucht mir, sie können auch jetzt noch einen kleinen Sprung und Klang ins Leben hinein thun.

Es hat ein tragisches Gefühl mit sich, aus den reiferen — und ach! zuweilen kälteren — Jahren in die Zeit zurückzu-

schau-

schauen, wo alles in uns blüht und glüht und schäumt und träumt und wo das Herz ohne Wissenschaft und Kunde der Welt oft so richtig weissagt. Mit einem solchen Gefühle fast habe ich diese Briefe wiedergelesen, die in dem Alter von mir geschrieben sind, wo das, was die Menschen gewöhnlich ihre Jugend nennen, Abschied von mir nehmen wollte, wiewohl ich diesen Abschied zuweilen noch nicht anerkennen will.

Aber noch tragischer als dieses ist jenes andere Gefühl, wenn man zuweilen staunend sich selbst anschaut, verwundert, wie man richtig geweissagt hat, ohne zu wissen, warum. Und dies Gefühl will mir bei diesen Briefen kommen. Ich finde, manche und mancher könnte sich noch

eine

eine Lehre daraus nehmen. Denn selbst in dieser großen Zeit, die eine fröhliche und lustige aber auch eine ernste und feste Zeit seyn sollte, ist des eitlen und hohlen Geklingels und der mystischen und schwächlichen Empfindelei und Gaukelei noch zu viel an Putztischen und Thetischen und auf Kanzeln und Kathedern, so daß es häufig scheinen mögte, als gebehrden die Leute sich nur so aus Armuth und Noth, weil sie weder zu empfinden noch zu leben weder zu sprechen noch zu thun verstehen.

Soll dies Schelten oder Klagen seyn? Beides. Gott beschere uns aber viele einfältige fromme herzige und fröhliche Weiber und Mädchen und mache der Thränensüchtigkeit und Sternensüchtigkeit, die

auch

auch in Worten überfließen kann, auf ewig ein Ende! Aber du bleibe immer, süße Sehnsucht und Wehmuth und Thränensucht und Sternensucht, du stille und hohe, die ich meine!

Bonn im Mittsommersmond
1818.

# Briefe

an

Psychidion.

# Erster Brief.

Ihre Zuschrift, meine liebenswürdige Freundin, fand mich in einer sehr ernsten Stimmung und setzte mich in eine noch ernstere. So süß der Schmerz ist, der aus der Erinnerung vergangener Tage quillt, so weckten Ihre lieben Worte doch noch ein anderes Gefühl, jenes Gefühl, das uns oft so unnennbar ergreift, wobei uns wird, als versünke die Mitte, worin wir stehen, und als rückten die beiden äußersten Enden des Daseyns, Vergangenheit und Zukunft, mit unbeschreiblicher Geschwindigkeit zusammen, alles, was zwischen ihnen liegt, unser Leben und unsere Freuden und Leiden, in sich zusammenrollend, wie oft zwei Wolken, die eben kaum als große Punkte an zwei entgegengesetzten Gränzen des Horizonts standen, sich plötzlich zu Donnergebirgen thürmen und den heitern Himmel mit in ihren schwarzen Schrecken begraben. Ich weiß nicht, wie ich Ihnen dies Gefühl beschreiben soll; aber da Sie es bisweilen wohl auch gehabt haben, so will ich sagen, daß es nicht jenen süßen Untergang bedeutet, wo wir so ganz sind, daß Ver-

gangenheit und Zukunft, welchen das hüpfende Pünktchen, das wir hier Leben nennen, eigentlich angehört, uns aus dem irdischen Leibe dieses nichtigen Scheins gleichsam heraustragen und uns entkörpert in die alte Heimat verpflanzen — sondern jenes Fegefeuer meine ich, wo wir recht wohl fühlen, daß unser Fleisch und Bein da mit uns ist, wohin es nicht gehört, und wo wir beklommen des Augenblicks warten, wo es uns gehen wird wie jenem Bettler, den der Zufall in des Königs Haus brachte und der weder Muth noch Besonnenheit hatte sich wegzumachen, ehe die kamen, die ihn mit Hohngelächter und Streichen heraustreiben sollten.

Wie kam ich in dieses schlimme Fegefeuer? Gewiß durch keine schmerzliche Erinnerung — denn an Sie, schöne Seele, hängt sich alles Fröhliche und Gute — gewiß auch durch keine wilde Begier, oder thörigte Sehnsucht — denn Ihre Milde und Frömmigkeit zügelt alles Wilde und Regellose — sondern es kam durch das, woran wir Zeitgenossen alle kranken, daß wir weder mit dem Leib noch mit dem Geist ganz sind, wo wir seyn sollen. Denn so ist es, daß die besten von uns, oder die, welche noch zu leben scheinen — denn die meisten für lebendig gehaltenen sind jetzt halb todt — schon, ehe sie begraben werden, einen vielfachen Tod der Verwandelung vielfältig sterben müs-

sen.

sen. Dies ist wohl immer so gewesen, und soweit unsere Fabel und Geschichte weiset, finden wir Spuren davon, und die mancherlei Verlarvungen, Verpuppungen, und Seelenwanderungen des Menschen schon bei lebendigem Leibe sind wohl früheſtens am Indus und Nil gefühlt und geglaubt, wie jetzt an der Donau und Themse; aber so tief sind sie nicht gefühlt, so schmerzlich nicht erfahren, als in den Tagen, worin wir leben. Denn zu leicht ist unser Leib geworden, als daß der Zug der Erde ihn ganz festhalten könnte, und auch wieder zusehr ist er vergeistigt, als daß er bei seinen Flügen und Wanderungen sich nicht immer dem Geist mit anhängen sollte. Anders war es in der ältesten Zeit. Da war der tüchtige Leib ganz mit der Erde, und sein Bewohner der Geist genoß sie mit ihm auf seine Weise; wollte er aber anderswohin, wohin der Leib sich nicht füglich mitnehmen läßt, so ließ er ihn zu Hause und reisete allein. Denn die beiden lebten damals noch wie ungleiche Brüder zusammen, die eben in ihrer Ungleichheit und Verschiedenheit das hatten, wodurch man verträglich und glücklich neben einander besteht, ohne daß Langeweile oder Zwist die Eintracht stören. Seitdem ist es anders geworden; sie stehen nun in dem Verhältnisse, wie zwei Menschen, die einander ähnlich genug sind, um das Leben zu neutralisiren: sie können nicht von einander

loswerden, und doch sind sie nur beisammen, um einander zu stören und zu lähmen; es ist ein Friede der Faulheit und Schlaffheit und ein Krieg der Eitelkeit und Thorheit, kurz es ist ein Friede und ein Krieg — denn in Krieg muß jedes Leben, auch das Götterleben, als Leben gedacht, bestehen — in einer ewigen Mitempfindung und Bespiegelung ihrer Mängel und Schwächen. Lange noch wird die Arbeit seyn, bis der dritte Zustand eintritt, wo sie sich gleich werden, wie zwei entgegengesetzte Dinge sich gleich werden können. Dann beginnt das Ideal menschlicher Hoffnungen, das Reich Gottes auf Erden, wo das Ungleicheste auf der höchsten und gefährlichsten Spitze des Lebens die unverlierbare Gleichheit gefunden hat, und kein Streit mehr gehört wird, als der Streit der Liebe und Wonne. Wir sind — was manche uns auch anders einbilden mögten — noch weit von diesem Zeitpunkte, wir leben erst in dem Alter der Aehnlichkeiten, und kaum in dem Punkte jenes Alters, wo wir inne werden, was die Langeweile, der Ueberdruß, kurz der ganze kleine Erbärmlichkeitskrieg, den sie veranlassen, eigentlich bedeuten. Es ist damit, wie mit den Kriegen vor der französischen Revolution, wo ein Jahrhundert hindurch, selbst unter Ludewig dem Vierzehnten und Friederich dem Zweiten, komplimentirt ward. Das hätte man freilich im Frieden auch

thun

thun können; aber da wußte man sich vor politischer Langerweile nicht zu retten. Wir wissen, was die Aehnlichkeiten, einander gegenübergestellt, in der ganzen Natur bedeuten, wo vom Leben, Wirken, und Zeugen die Rede ist; wir wissen, warum uns Menschen die Affen, Möpse, und andere dergleichen sündliche Menschenähnlinge so widerlich sind. Diejenigen Menschen, die mit solchem garstigen Ungeziefer, das nicht anders aussieht, als verwandelte menschliche Sünde, spielen und kosen können, sind uns mit Recht verdächtig, und in gewissen Stunden, wo wir was wir sind lebendiger fühlen, tritt uns vor ihnen und vor ihrer Gemeinschaft mit solchem Teufelsvieh ein unwillkührliches Grauen an. Sie kennen die Brandung der Zeit, von deren Wellen auch wir grausam hin und her geworfen sind; Sie haben oft gehört, daß ich nicht dahin weise, als auf den Hauptpunkt, wo mit Schwerdtern und mit Federn blutig gestritten wird: sondern ich ahnde anderswo den Vulkan, dessen Flammen und Aschen uns auf der Oberfläche des Lebens erschrecken und erstaunen; sein Feuerstrom fließt tief unten in einem unsichtbaren und heiligen Kriege, und ehe der ausgeglichen ist, mag man hier oben vergebens nach Ruhe aussehen. Und doch sind die meisten der Zeitgenossen so dumm und faul, daß sie auf diesem Punkte, wo wir grade stehen, in diesem Zu-

stande

stande begreiflicher Mattigkeit und Lahmheit, wo weder rechter Krieg noch rechter Friede ist, sich und ihr Leben zurechtsetzen zu können meinen. Und so keifen und fluchen, kriechen und heucheln sie, ächzen und ängsten sich ab, zu kleinlich, sich Einem ganz zu ergeben und Gott oder dem Teufel von ganzem Herzen zu dienen.

Sie hören, liebe Freundin, alte Worte und alte Klagen. Ich scheue mich nicht zu gestehen, daß, wiesehr ich gegen diesen Wahn der Zeitgenossen, als sei eine große Epoche schon abgeschlossen, auch von jeher protestirt habe, ich auch nicht viel weiter gekommen bin, als zum Verständniß dieses Wahnes; denn was bedeuten Einer oder Zwei gegen Tausende und Zehntausende? sie können wohl besser verstehen als sie; aber können sie darum auch gleich besser thun und machen? Kein einzelner Fittich erfliegt die Höhe des Geisterreichs; erst wann hunderttausend Flügel rege sind, hoffe man, was wir nur ahnden. Wir müssen eben thun und leiden wie die Menge, und sind auch nicht zu gut dazu. Das war von jeher das Loos der Besten, vor denen unsere Demuth sich tief im Staube bücken muß. Aber die alten Sehnsuchten können wir nicht verlieren, jene heilige Trauer und Klage über die Vernichtung und Schändung des Göttlichen auf Erden, die von Zoroaster und Brama bis auf Christus, und von

Chri-

Christus bis auf unsre blutige und mordische Zeit gehört worden. Dies Gefühl und die Zwietracht des Zeitalters machte Ihr Brief noch lebendiger durch die rührende Schilderung von Ihrem Schicksal und wie Gott Ihr liebendes Herz wunderbar immer inniger und inniger zu sich gezogen hat, am liebendsten und süßesten grade durch das, was zuerst als ein unerträgliches Leid erschien. Alles dies und die stille und bescheidene Sprache der Freundschaft und Hingebung setzte mich wieder ganz auf die Stelle, wo ich die letzten Jahre gelebt habe, in das Herz, in dessen innerste Tiefen ich durch die schönste Gemeinschaft der Seelen hinabgeblickt habe; ich lebte mich wieder zurück in die schönen Tage, die nicht mehr sind, wo wir uns über den Verlust dessen, was sonst auch süß ist, durch das zu trösten suchten, was unsre Großväter und Großmütter zu glücklichen, tapfern und freudigen Menschen machte. O Psychidion, geliebte und unvergeßliche Freundin, Sie erinnern sich wohl der Abende, der langen Winterabende von 1807 und 1808, wo Sie krank, schwach, hinfällig kaum noch mit dünnen zerbrechlichen Fädchen am Leben zu hängen schienen, und wie die fromme, liebende, und himmeldurstende Seele doch so hell und frisch war. Da erwuchs jene Verwandschaft unter uns, die unsterblich ist wie unsere Geister, da entfalteten sich aus Ihrem Gemüthe gleich

tau-

tausend und tausendmaltausend Blüthen aus dem keimenden Frühling jene leichten und zarten Bilder, die als befreundete und verschwisterte Geister mich noch stündlich und täglich umflattern und durch die Schatten der trüben Gegenwart wie Lichtstrahlen schießen. Sie wissen, ich bin kein Wimmerer und Händeringer, wo andere sich die Haare ausraufen; aber dies letzte Jahr war das schrecklichste für einen Menschen, der fühlt, daß der Mann auch Bürger seyn sollte. Man kann sich wohl in ein anderes Reich versetzen, wenn uns dieses hier unten genommen wird; aber man muß sich doch fragen: wärest Du hier, wenn Du hier nichts thun solltest?

Auch diesen Winter habe ich diesen Schmerz gefühlt, diesen Schmerz, den ich einen teutschen Schmerz nennen will; nicht, als ob wir Teutsche besser fühlten als die andern — unsere Menge ist leider die gleichgültigste und mittelpunktsloseste — sondern weil einige von uns tiefer fühlen, als die andern, als die da auch den Sinn begriffen haben, warum sie trauren. Ihre Briefe und die Worte einiger biedern Freunde, welchen mit mir Gleiches widerfährt, sind das Einzige gewesen, was zwischen dem Punkt, wo ich lebe, und der Zeit, die vergangen ist, gleichsam wieder einen schmalen Steg geworfen hat. Denn wirklich ist mir oft, als wäre zwischen der Gegenwart und der Ver-

gangenheit eine tiefe Kluft gerissen und als sollte ich erst jetzt zu leben anfangen. Das mögte so übel nicht seyn, wenn ich es nur könnte; denn daß man nach dem Kalender dreißig oder vierzig Jahre alt ist, das ließe sich wie vieles Andere noch wohl aus dem Gedächtnisse wischen. Das wissen Sie wohl aus alter Zeit, wieviel ich immer gegen die Menschen eingewandt habe, die nach den Kalenderjahren ihr Leben einrichten, und meinen, man dürfe im funfzigsten und sechszigsten Jahre nicht seyn, wie im zwanzigsten. Ich habe immer gemeint, ein rechter Mensch müsse jugendlicher und fröhlicher werden, wie seine Jahre fortgehen. Man wendet gewöhnlich den Ernst des Alters ein; aber was heißt das? Man meint das Grämliche und Mürrische, auch wohl das Weichliche und Verzagte, womit jetzt leider die meisten Alten behaftet sind. Die Kindheit ist unbeschreiblich ernsthaft, wenn man sie seyn läßt, wie sie will; jedes stolze Leben, alle Liebe, Freude hüllet sich in Ernst: aber es glänzt der fröhliche Gott dadurch, und mit jedem Jahre kommen wir dem Gotte näher, wenn wir uns von dem Menschen nicht entfernen. — O diese schöne Jugend, die bei dem Kinde ist, weil es ganz in seiner vorigen Vergangenheit lebt, wie soll man sie nun bewahren und doch nicht mönchisch aus dem Leben fliehen? Denn wenn man mit vielen so geradezu zu

Gott

Gott will, geräth man leicht auf Irrwege, die anderswohin führen. Nur die Vergangenheit ist des Menschen Ewigkeit, nach dem, was hinter uns, schaut das Vorwärts; aber an dieses, was hinter uns liegt, hängen sich auch die letzten zwanzig Jahre, und die sind so schwer von irdischem Schutt und Blut und Sünde, daß die Vergangenheit, die uns weit über unsre Gränze in die Zukunft versetzen sollte, oft mit ihrer ganzen Last auf die Gegenwart stürzt: wir fühlen Druck für Hebung. So werd' ich wohl nicht wieder frisch von meinem Schmerz, so nicht wieder jung, wie ich wünschte. Die graue Farbe der Zeit wirft sich auch auf das Grünste und die Wunden aller bluten in dem frischesten Busen mit. Sie und manche schönere und edlere Menschengestalten stellen sich wohl oft freundlich um mich und heben mich aus dem Schlamm empor; aber wie sollte ich nicht traurig seyn? Ich denke, die sind verflucht, welche jetzt noch so lustig fortleben. Wer jetzt kein Schicksal fühlt und nicht inne wird, daß höhere Mächte sichtbar durch die Welt wandeln, der war nur zu Stein und Thon bestimmt, und wird geachtet werden, wie der Stein, den man zermürset, und der Thon, den man zerbröckelt.

Ich schicke Ihnen hiebei etwas, was mir einige Wochen ein tröstendes Spiel gewesen ist, ein Traum

aus

aus der Vergangenheit, woraus noch manche liebe Stimmen nach dem Einsamen rufen. Sie werden darin manche Erinnerungen wiederfinden aus lebendigem Zusammenleben und aus Gesprächen über menschliche Dinge und Verhältnisse, worüber wir uns oft im Frieden, zuweilen im lebhaften Streit unsere verschiedenen Ansichten mittheilten. Es wäre nicht geschrieben, wenn Sie nicht lebten. Ich habe es so an mir, daß ich alles, was die Sitte und das Leben betrifft, gern unter lebendige Bilder fasse, wenigstens an ein solches lebendiges Bild richte, woran es lustig war die mancherlei Räthsel und Geheimschriften des Lebens zur Auflösung zu stellen. Sie wissen, ich hasse Schmeichelei und Lüge. In stiller Einfalt und kindlichem Verstande ist der Schlüssel der größten Dinge. In einfältigen, frommen Menschen, die wenig sprechen, aber kindlich horchen, liebend verstehen und lächelnd deuten, finden wir uns selbst, die Welt, und das ganze Gewirr der Herzen und Geister oft unbegreiflich erklärt. Ich spreche mit Ihnen oft in der Kindersprache; leider sind die Menschen und Zeiten so, daß man ihre Erklärung in ihr nicht sprechen darf: denn in dem Geist, worin gelebt und gethan wird, muß auch dargestellt werden. Von unsern Urgroßvätern ließe sich in Herodots und Hans Sachsens Einfalt sprechen; die nach Shaftesbury und Rochefoucauld

cauld leben, müssen auch mit ihren Worten geschildert werden. Sie wissen, woher mir die Kühnheit dieser Kindersprache kömmt. Es war ein Gleichniß, das wir einmal brauchten bei der Erwähnung der zwei verschiedenen Wesen im Menschen. Sie faßten es in so kindlicher Klarheit und Unschuld auf, daß ich erstaunte und Sie seitdem halb im Ernst, halb im Scherz die beiden kleinen Kinder nannte. Und wahrlich die beiden kleinen Kinder kann wohl heißen, wer mit Blumen und Engeln und Träumen spielen kann wie Psychidion, und die ganze Welt wie eine Blumenknospe an ihr Herz voll Liebe und Sehnsucht drückt.

Leben Sie glücklich, und lesen Sie diese Briefe als Kinderspiele, womit ein Mann die Stunden täuschen wollte, die ihm nicht gefallen. Sie können sie ansehen, wie Sie wollen, immer werden sie Ihnen als alte Bekannte vorkommen: Sie werden Ihren Freund darin wiederfinden; mögten Sie auch jene Wahrheit und Unschuld darin finden, die uns bei der Gemeinschaft mit den Einfältigen und Frommen immer erscheinen! O daß alle die süßen Erinnerungen und holden Täuschungen, die ich dadurch lebendig zu machen suchte, jenes unmittelbare Leben wieder lebendig machen könnten, ohne welches jedes geschriebene Wort todt und gespenstisch ist! Doch ich

kenne

kenne ja meine beiden frommen Kinder; sie werden durch das Herz richten, was ganz ohne Werth seyn würde, wenn es nicht aus dem Herzen käme. Lebet wohl, ihr geliebten Kleinen, und spielet meinem Unmuth einen von den milden Engeln übers Meer, die eure stillen Gespielen sind.

---

## Zweiter Brief.

Mit großer Freude, geliebte Psychidion, habe ich in Ihrem letzten Briefe vernommen, daß Ihre kleine Lili anfängt Sie für eine achtjährige Mühe und Sorge zu belohnen. Das gute Dirnchen erfüllt also schon, was ich Ihnen gelobte. Das freut mich um Sie alle beide, auch um das Mägdlein, weil es sich immer zu mir zu halten pflegte, wenn einmal etwas Unrechtes und Schiefes geschehen war und die gute Base das Dingelchen mit strengeren Augen als gewöhnlich ansah. Sie wissen wohl, wir sind darüber oft im Streit gewesen, und zuweilen in dem ernsthaftesten, worin wir je haben seyn können. Erinnern Sie Sich noch der Bank unter der Ulme zu Edeby, wo man hoch über den weiten Mälare und die blauen Wälder hinaussieht, jenes schönen Platzes, von wo man zur Anfuhrt Ihrer lieblichen Hafeninsel hinabgeht? Dort saß ich eines Morgens mit Lili und erzählte ihr von alten heidnischen Göttern und Geschichten; bald kamen Sie und Ihr wackerer Otto, und die Kleine, die an unsern Gesprächen nicht Theil

neh-

nehmen konnte, schlüpfte davon. Sie hatte kurz vorher etwas Verkehrtes gethan, und beide Oheim und Base machten Ihre Ankläger und schalten ihre Nachlässigkeit, Flatterhaftigkeit, und die Unlust, die sich nie selbst sporne. Ich, wie ich gewöhnlich thue, wann es über den schwächeren Theil hergeht, nahm die Parthei des Mägdleins und vertheidigte sie durch das Gute, was ich an ihr wußte, durch ihre Wahrhaftigkeit, Freundlichkeit, Dankbarkeit, und durch jene Kindlichkeit, die bei einem zwölfjährigen Dirnchen in einer großen Stadt immer selten ist, am seltensten aber bei solchen, die von Kind auf viel Gepränge und Glanz auch nur gesehen, geschweige denn miterlebt haben. Ihr Otto nahm Theil, heftig wie seine Art ist, und ging endlich verdrießlich weg; und auch Sie fingen an mit mir zu zürnen, als ich sagte, es komme auf das Lernen gar so viel nicht an, und wenn die Kleine ja hie und da Unlust zeige, so sei das eben kein Wunder, da sie im fünften Jahre schon angefangen habe unterwiesen zu werden. Wir geriethen darüber in einen heißen Streit, verloren den ersten Punkt, von welchem wir ausliefen, und gingen verstimmt aus einander, Sie in Ihr Zimmer, und ich in den Kahn, um nach der Insel zu fahren und zu baden. Den Nachmittag begann das Gespräch von neuem, ruhiger und ernster, als den Morgen. Ich bekannte wie-

der meine Meinung von der Gefahr alles frühen Bildens und Unterrichtens, und wir kamen von Lili ab in ein langes Kapitel über das Weib und seine Bestimmung, und ich sprach wohl nur, was Sie und andere würdige und zarte Frauen mich gelehrt hatten; aber wir versöhnten uns wieder, und gerührt und freundlich schied jeder zu seinen Geschäften. Den andern Morgen und Vormittag war die kleine Lili besonders lieb, sah so freundlich in die Welt hinein, machte ihre Arbeit so flink und nett, und war in allen ihren kleinen Dingen so frisch und anmuthig, daß es schien, der unsichtbare Geist unsers Gesprächs sei über sie gekommen. Dies machte auf Sie, theure Freundin, einen sehr wehmüthigen Eindruck, und Sie traten mit den Worten zu mir: „So habe ich denn „mehrere Jahre nicht allein vergebliche, sondern auch „schädliche Arbeit getrieben, und doch habe ich es so „gut gemeint; ich glaubte gute Künste und Fertigkei„ten, richtige Grundsätze von Christenthum und Re„ligion nicht früh genug in das kleine Wesen pflanzen „zu können, um so mehr, da ich sie in dem Hause „ihrer Aeltern fast wie eine Fremdlingin versäumt „fand, weil die Aeltern ihre Geschwister, die hübscher „und witziger waren, immer vorzuziehen schienen.„ Ich las die Bitte um Trost, und das Geständniß einer Seele, die nur Wahrheit hören will, in Ihren

schö-

schönen Augen, und antwortete Ihnen lächelnd: „Das alles habe ich ja nicht gesagt, liebe kleine „Kinder, sondern ich meinte nur, es hätte mit dem „Lernen solche Noth nicht gehabt, und habe es noch „nicht. Was ihr Liebes und Gutes an euch tragt, „das habt ihr wahrlich nicht gelernt, und das kann „auch nie so gelernt werden, wie man es gewöhnlich „meint. Aber beruhiget euch, liebe Kleinen; was „bei den meisten gefährlich gewesen wäre, war es bei „euch minder: denn was sonst so leicht zu Eitelkeit, „oder — was dasselbe ist — zu Dummheit wird, das „machte eure Wahrheit, euer Ernst, eure Frömmigkeit wieder gut. Uebrigens kann es euch ja nur „süß seyn, zu vernehmen, da das Kind bei allem, „was es gelernt hat, so gut und natürlich ist, wenn „ich euch was ich gestern sagte noch einmal wiederhole, daß das Herz der Menschen, womit Kinder „leben, die einzige rechte Unterweisung ist von Leben, „Tugend und Religion, und daß, wo dieses Herz „fehlt, alles Andere Tand und Spreu wird.„

Das hörten meine beiden Kinder wohl recht freundlich an, aber sie waren noch nicht zufrieden, und noch manchen Tag ward über die große Frage weiblicher Bildung und über manche andere männliche und weibliche Dinge gesprochen, und, wie es geht, auch wohl gestritten. Dies ward mir um so lieber,

 weil

weil wir endlich dahin kamen, über uns selbst und manche andere Menschen solche Bekenntnisse zu machen, wofür die Lippen ohne diesen kleinen Krieg wohl auf immer verschlossen geblieben wären. Meine Kinder zeigten dabei ihre Unschuld und Liebe bis zu einer Wahrheit und Demuth, wovor ich beschämt erröthete und still bei mir gestand: was soll uns denn all der Firlefanz von Talenten und vielfacher Bildung, wenn aus reinen Herzen so von selbst klingt, was kein Wortgeleyer weder hinein, noch herausbringen kann? O da fühlte ich recht, und fühle es immer, wenn ich an meine beiden Kinder denke, wo das Höchste und Tiefste des Menschen liegt, das sich nur in die reinen und demüthigen Seelen giebt. Hören Sie schöne und einfältige Worte darüber. Sie stehen im siebenten Kapitel des Buches der Weisheit und lauten so:

„Ich weiß alles, was heimlich und verborgen ist, „denn die Weisheit, so aller Kunst Meister ist, lehret nichts. Denn es ist in ihr der Geist, der verständig ist, heilig, einig, mannigfaltig, scharf, behend, beredt, rein, klar, sanft, freundlich, ernst, „frei, wohlthätig, leutselig, fest, gewiß, sicher, vermag alles, siehet alles, und gehet durch alle Geister, wie verständig, lauter, scharf sie sind. Denn „die Weisheit ist das allerbehendeste, sie führet und „gehet durch alles, so gar lauter ist sie. Denn sie ist

„das

„das Hauchen der göttlichen Kraft und ein Strahl
„der Herrlichkeit des Allmächtigen. Darum kann
„nichts Unreines zu ihr kommen; denn sie ist ein
„Glanz des ewigen Lichts und ein unbefleckter Spie-
„gel der göttlichen Kraft, und ein Bild seiner Gütig-
„keit. Sie ist einig, und thut doch alles, sie bleibet,
„das sie ist, und verneuet doch alles, und für und
„für giebt sie sich in die heiligen Seelen und macht
„Gottes Freunde und Propheten. Denn Gott liebet
„niemand, er bleibe denn bei der Weisheit. Sie
„gehet einher herrlicher, denn die Sonne und alle
„Sterne, und gegen das Licht gerechnet gehet sie weit
„vor. Sie reichet von einem Ende zum andern ge-
„waltiglich, und regieret alles wohl. Dieselbige habe
„ich geliebt und gesucht von meiner Jugend auf, und
„gedachte mir sie zur Braut zu nehmen, denn ich
„habe ihre Schöne lieb gewonnen. Sie ist herrli-
„chen Adels, denn ihr Wesen ist bei Gott und der
„Herr aller Ding hat sie lieb. Sie ist der heim-
„liche Rath in Erkenntniß Gottes und ein Angeber
„seiner Werke. Ist Reichthum ein köstlich Ding im
„Leben? was ist reicher, denn die Weisheit, die alles
„schafft? Thuts aber Klugheit? wer ist unter allen
„ein künstlicher Meister, denn sie? Hat aber jemand
„Gerechtigkeit lieb? ihre Arbeit ist eitel Tugend;
„denn sie lehret Zucht, Klugheit, Gerechtigkeit, und

„Stär-

„Stärke, welche das allernützeste sind im Menschen„leben. Begehret einer viel Dings zu wissen, so „kann sie errathen beide was vergangen und zukünf„tig ist. Sie verstehet sich auf verdeckte Worte und „weiß die Räthsel aufzulösen, Zeichen und Wunder „weiß sie zuvor, und wie es zun Zeiten und Stunden „ergehen soll. Ich habs beschlossen mir sie zur Ge„spielin zu nehmen, denn ich weiß, daß sie mir ein „guter Rathgeber seyn wird und ein Tröster in Sor„gen und Traurigkeit.„

Nicht wahr, liebe Kindlein, dies sind Worte wie aus einer andern Welt, so frisch, klar, teutsch, wie die Leute jetzt weder denken noch sprechen können? Und wahrlich auch was sie meinen ist nicht von dieser Welt. Diese Weisheit ist nicht die, welche heuer von Kanzeln und Kathedern tönt; nicht die, wo Witz, Schnellzüngigkeit, und Eitelkeit in ästhetischen Klubbs mit einander kabbeln und schnabbeln; noch die, welche pfiffig und kniffig in Gerichtsstuben und Hohenrathssälen unter dem angenommenen Ernst hervorblinzelt, immer das Ziel und den Weg wissend, immer selbstgefällig sich in ihr selbst besonnend. Nein, es ist das, was von sich nichts weiß, was also gar nicht weiß, daß es etwas weiß; es ist das Ewigerste, das gleich Gott Unerschaffene und Unsterbliche, aller Dinge Anfang und Ende, was nie gelernt und gewußt

werden kann, was, wenn es jenen hohen Namen verdienen will, Gott und Kindern an Gestalt und Gebär gleich werden muß. Dieses Heilige und Erste, was von eitlen Zungen sosehr gemisbraucht wird, ist immer wie von selbst da, oder ist nie da; es hat tausend Namen, aber es ist nur Eins: Weisheit, Unschuld, Einfalt, Frömmigkeit, Demuth — verschiedene Klänge für Eine Sache. Man macht aus diesen verschiedenen Namen wohl Geschwister; aber es sind unzertrennliche Geschwister, oder vielmehr es ist immer dasselbe schöne Gotteskind, das nur durch das verschiedene Kleid, worunter es den Menschen erscheint, ihnen eine verschiedene Person dünkt. Denn wollen wir recht zusehen, was es ist und wer es ist, die wir unter diesem Namen anbeten, so bleibt uns gar nichts als der bloße Name, so wie Gott uns vergehet, wenn wir wissen wollen, wo und was er ist. Dann erstaunen wir, wie vor allen Unsterblichen und Unsichtbaren; versinkend in dem eigenen Abgrund des Gedankens und der Welt, wird uns gleichsam, als stürzte mit uns alles in eine hohle Leere zusammen, bis wir, von dem Staunen uns sammelnd, inne werden, daß Gott und alles Göttliche nirgends sind, wenn sie nicht in uns sind. Denn wollten wir sie heraustreten lassen vor unsern Begriff, daß sie gleichsam Personen würden, so müßten wir in dem-

selben Augenblick, wo dies vollkommen möglich würde, vergehen und sterben. So sind auch viele gestorben; andere im Ueberschwung der Schwärmerei haben Gott in die Sinnenwerkzeuge des Leibes hineingerissen und sind verrückt und wahnwitzig geworden. Die aber solches immer auf der Zunge führen, haben es weder im Leibe noch im Gemüthe, und wenn ich an diese denke, so ist mir oft, als gäbe es eine eigne Mittelart von Geistern, die mit immerwährenden Täuschungen und Lügen das ersetzen kann, wodurch andere lebendig und beseelt sind. Diese höchsten Namen gehören nie einem Einzelnen an, denn er müßte ja Gott selbst seyn, um sie tragen zu können; sondern wenn wir von einem Menschen sagen, er ist fromm, demüthig, unschuldig, so denken wir dabei auch unbewußt an die Schönheit und den Adel des ganzen göttlichen Geschlechts, dessen auch wir ein Theil sind, und sprechen das Göttliche aus, als wäre es in ganzer lebendiger Fülle da, auch wo es nur in einzelnen zarten Leuchtungen der himmlischen Naturen aufblitzen kann. Denn nur in Minuten kann der Mensch das Entzücken des ganzen Gottes tragen; sonst ist sein Leben nur ein himmelsehnsüchtiges Hinschweben und Hinziehen zu dem Höchsten, woraus die kleine Erdennoth uns Sterbliche oft so wohlthätig herausrückt.

Wieder

Wieder auf unsern Streit über Ihre Lili zu kommen, so meinte ich, daß das Beste nicht gelernt werden könne, daß in dem frühen Lernen und dem Vielwissen sogar Gefahr sei. Dies muß ich erklären, und kann es an dem Zustande, worin wir Zeitgenossen sind, leider besser erklären, als mir lieb ist. Denn nie hat die Nichtigkeit des Lernens und der Vielwisserei sich so fürchterlich offenbart, als in diesen jüngsten Tagen.

Sie, meine Psychidion, würden fast böse werden, wenn ich Sie fragte, ob Sie bei der Unterweisung Ihrer Lili etwas Anderes haben lehren wollen als Tugend? Ich weiß, Sie haben es wirklich so gemeint, viele meinen es bewußt nicht so, und erziehen ihre unglücklichen Töchter recht absichtlich für alles Geflitter des eitelsten Scheins, worin sie sich selbst spiegeln wollen, wie Satan sich in aller Eitelkeit spiegelt. Was Tugend ist, läßt sich nicht sagen, wenn man nicht weiß, was ein Mensch ist. Schon die alten Heiden, die mitunter recht weise und herrliche Männer waren, fragten sehr im Ernst, ob Tugend gelehrt werden könne. Einige ließen diese Frage unentschieden, die meisten aber antworteten, Tugend sei etwas Angebohrnes und könne nicht gelehrt werden. Man fühlt sogleich, wie man die Worte hört, daß sie unter Tugend etwas Anderes verstanden,

den, als wir gewöhnlich thun. Sie verstanden nemlich das, was eigentlich Tugend ist und was das Wort auch bei uns bezeichnet: Kraft und Macht. Bei uns ist es aber in den letzten Jahren dahin gekommen, daß kaum noch jemand ahndet, was Tugend sei. Denn wann die Menschen das Leben verloren haben, so können sie auch die Tugend nicht mehr verstehen. In eben dem Maaße, wie das Leben Stümperei und Flickwerk wird, wie alle Kräfte und Triebe sich in kümmerlicher Eitelkeit vereinzeln, wird auch Tugend unter den Menschen ein eitles, buntes Gaukelbild, das man nur an Festtagen des Lebens aushängt und worunter man allerlei Ziereneien, Artigkeiten, Gewohnheiten, und Fertigkeiten reihet, die sich zählen und rechnen lassen und auf der Verdiensttafel dieser Tugend ordentlich einregistrirt werden. Nur der arme Mann, der auf seine Art reich wird, schreibt seine Ausgabe und Einnahme noch immer bei Hellern und Pfennigen an. Als wenig der Gärtner einen Baum machen kann, so wenig kann Erziehung und Bildung eine Tugend machen; aber wie er an Wurzeln, Zweigen, und Blüthen mit mancherlei Hülfen beistehen und Wuchs und Schönheit des Baums befördern kann, so legt man auch der Erziehung die Gewalt bei, daß sie die angebohrne Tugend entwickeln, zusammenbinden, und

kräf-

kräftigen könne. Ueberhaupt, weil die früheren Menschen das ganze Leben als eine Einheit in gediegener Masse zusammenhielten, so war die Jagd auf das Einzelne, der vielfache Lärm des kleinen Lebensgeklimpers von allerlei schönen und erbaulichen Moralien und Gewohnheiten etwas Unerhörtes. Doch wußten die Leute recht wohl, wie herrlich und verehrlich ein Mann sei, der, seiner Begierden und Lüste Meister, mit heiterm Aug in das Leben blickt und mit fester Hand und männlichem Sinn seine mancherlei Wechsel steuert; sie wußten recht wohl, wie groß die Thaten der Selbstüberwindung seien, wo einer die Wohllust, den Zorn, die Rache, die Herrschsucht zügelte: aber das Ganze, worauf dies ruhete, ließen sie gern unberührt von Worten, und behüteten bloß den frischen Lebenssaft in der Jugend vor Verführung und das Aug und den Leib vor Befleckung. Die Erziehung freier Menschen war in jenen Zeiten viel ernster, strenger, und edler, als sie bei uns ist; doch blieben sie mit den kleinlichen Vorlesungen und Vermahnungen über die Gefahren der Sünde und das Verderben des Menschenherzens verschont. Aber die Gewalt, die in Männerbrüsten liegt, die Macht des stolzen Willens, der Trotz kühner Entschlüsse, die Glorie herrlicher Opfer und Thaten für das Vaterland — das ward ihnen geschichtlich

lich glänzend gewiesen, glänzender, als es ist; man machte den jungen Menschen stolz auf seine Größe und Kraft, und überließ dem Schicksal und dem Gemüthe, was sie aus der Tugend machen wollten, die man still voraussetzte. Unserer Art aber sieht man es klar an, daß es auf keinem Besitz ruhet, sondern ein Haschen nach etwas Verlornem ist. Denn sosehr ist das Männliche oder vielmehr der Sinn dafür ausgestorben, daß wir immer arbeiten zu machen, was sich nicht machen läßt, wenn es nicht schon da ist.

Sie werden mir vielleicht sagen, was man gewöhnlich sagt, daß das Alte aus der langen Zeit her viel herrlicher scheine, als es gewesen; daß was sie Tugend nannten nichts Anderes war, als eine veredelte Barbarei, die sich mit der natürlichen Jugend der Welt wohl vertragen konnte, jetzt aber bei der geistigen Verjüngung und Erneuerung der Natur und aller menschlichen und irdischen Dinge nirgends mehr Tugend heißen würde, auch, selbst wenn sie das höchste Menschliche wäre, nicht mehr gemacht werden könne. Solches Heidenthum täusche durch einen ästhetischen Glanz seiner Leiblichkeit; die christliche Tugend, (oder die Tugend der Neueren) auf Geistigkeit gegründet, habe freilich solche äußere Majestät nicht, aber ihre innere Kraft sei eine

ganz

ganz andre, als die der Sokrates, Timoleon, Brutus, Thrasea — So verwirrt man die Sache gern. Wer mag leugnen, daß die christliche Tugend nicht herrlicher sei, als die heidnische? das hat wohl der Stifter sogleich über jeden Zweifel hinaus bewiesen — aber ich habe es nicht mit dem Worte Tugend als einem Dinge an sich zu thun, sondern mit den Menschen, die sich darauf berufen, mit den neueren Menschen, die Christen heißen, auch wenn sie keine sind. Wenn sie Christi Worte verstehen könnten, so hätten sie lange gewußt, daß diese hohe Sache nicht durch die pinselige und peinliche Händelung *) von Angewöhnung und Wortlallerei wird, welche sie treiben. Christus verspricht sie und ihr Glück immer nur als eine unmittelbare Gabe Gottes, als eine Frucht, die aus dem freudigsten Glauben und dem frischesten Willen für das Gute wird, aus der stillsten Begeisterung, die über unser gewöhnliches Maaß aufflammt, also Gottes ist; er baut sie also auf jene geheime Kraft, die alles ist und ohne welche wir nichts sind; er weiß überhaupt nichts von dem Geleyer zierlicher Worte und Lehren, wodurch die neuesten Jahrhunderte das Heiligste

*) Wir haben so schöne Worte, die wir nicht gebrauchen, z. B. händeln für manipuliren, Händelung für Manipulation.

ligste entweiht haben. Wie? wenn sich alles so lehren und lernen ließe, als diese Menschen glauben; wenn das, was sie ihre geistige Bildung, ihr Wissen und Gewissen von Tugend und Welt nennen, etwas anderes wäre als Wortdunst — so sähen wir auch wohl einmal wieder Thaten und Werke, es geschähen wohl andere Zeichen und Wunder als die, worüber nur geheult und geflucht wird. Nein, wahrlich es ist alles so nichts, daß sich kaum davon sprechen läßt. Nichts wird gelernt; eitel ist, was man Wissen nennt — denn wäre es etwas, so müßte es in die Welt eingreifen — Tugend ist ein leeres Wort, worunter man grade so viele halbmoralische, halbweltliche Gewohnheiten und Nothhülfen zusammenfaßt, als man denn doch gebraucht, um noch etwas wie ein Mensch leben zu können; Religion, christliche Religion vollends, ist geistiges Wasser geworden, womit man die alten brennenden Schäden der Menschheit von Zeit zu Zeit ein wenig begießt, daß es für den Augenblick kühle, denn heilen kann es sie nicht. Kurz, wir sind weder Heiden noch Christen, wir verstehen weder das Spiel noch den Ernst des Lebens, und wenn nicht bald ein Einsehen von Gott geschieht, so müssen wir durchaus in andere Kreaturen verwandelt werden; denn Menschen dürfen wir nicht lange mehr heißen.

Ihr

Ihr wisset, meine lieben Kinder, ich halte gern ein Maaß, wo es zu halten ist: aber hier kann ich mir nicht helfen, ich muß es einmal vom Herzen wegsprechen, wie ich es empfinde. Wenn Lernen männlich und weise machte; wenn das Wortlallen von Tugend Männer schüfe voll christlicher Begeisterung und Milde; wenn das, was man Wissen nennt, überall etwas Lebendiges und Menschliches wäre — so müßte diese unsere Zeit viel höher stehen, als alle vorige Zeiten, und gewiß müßten doch die, welche am meisten unterrichtet und gelehrt werden, eine ganz andere Tugend und Kraft offenbaren, als die war, die in den Heiden Pythagoras, Sokrates, Regulus, Leonidas die Welt erstaunte, ja selbst eine andere, als die war, wodurch Sankt Bernhard, Luther, Wilhelm Penn, Oranien-Nassau glänzend in der Geschichte stehen — Aber nichts dergleichen erblicken wir; wir sehen nicht einmal, daß christliches Urtheil der Dinge im Geist, christliches Gericht der Dinge im Leibe irgendwo so ist, wie es seyn sollte in einer Zeit, die sich selbst prahlerisch die erleuchtete nennt. Sie wissen, auch ich gehöre zu denen, die man Gebildete, ja wohl Gelehrte nennt; ich kenne leider meine eigene Familie, ich kenne aber auch die andern Familien des Staats genug, um sie gegen einander wägen zu können.

Glauben Sie mir, daß mir dabei oft so wunderlich zu Muthe wird, daß ich meine Zunge auf ewig schließen mögte und hingehen und Gräben und Zäune ziehen und leben wie die Kleinsten und Verachtetsten im Volke. Denn ich habe erfahren, daß man die besten Menschen noch findet unter denen, die in natürlicher Roheit aufwuchsen und hie und da von Noth und Zufall ein wenig erzogen und gebildet wurden. Diese Erscheinung ist unter Christen wirklich sonderbar, wenn sie mehr Christliches trügen, als den Namen. Wie? wo alles im Geist gebohren, erzogen, gewürdigt wird, wie ist es möglich, daß die nicht die kühnsten, frischesten, edelsten, fertigsten in jeder Tugend und Herrlichkeit sind, welchen am meisten Geistesspeise gereicht wird? Ja, es wäre unmöglich, wenn es Geist wäre, womit man die Jugend und Kindheit so unmäßig nährt, wenn es von jenem milden und heroisch-kindlichen Geist wäre, der im Christenthum ist. Aber wirklich es ist ganz etwas Anderes; man kann sagen, es muß etwas ganz Anderes seyn, wenn man es auch nicht immer weisen und beweisen kann, wie gewisse Leute alles bewiesen haben wollen. Jene stolze Begeisterung, jene tapfere Hingebung, jene hohe Entsagung alles Genusses über Welt und Leben hinaus, die dadurch jeden Genuß fröhlicher wiedergewinnt — dies

was

was wir in vergangenen Zeitaltern aus dem Christenthum hie und da schon in einzelnen schönen Blüthen haben hervorsprossen sehen — ist in den letzten Jahrhunderten kaum spärlich erschienen, und die Menschen sind unbeschreiblich kümmerlich und sündlich erbärmlich geworden; selbst diejenigen, die es mit sich und der Menschheit von ganzem Herzen treu meinen, ahndet kaum noch, was christliche Frömmigkeit und Begeisterung ist. Es ist jetzt das Zeitalter des Untertauchens, wo alle hohen und virtuosen Kräfte der Menschheit in einem wüsten Schlaf, der nicht einmal Träume hat, begraben liegen. Weder Heiden noch Christen schweben wir in der unseligen Mitte, und bei allem dem ist das größeste Wunder, daß immer noch Menschen wieder gebohren werden. So war das Verhängniß, daß wir lange schon von dem Christenthum abgekommen sind, so weit abgekommen, daß kaum einige Hellsehende eine Dämmerung haben von dem, was das Christenthum eigentlich ist, und was es soll. Alle arbeiten mehr oder weniger für ein hohles Nichts, und unsre Thaten und Werke, von dem Schulscepter unten bis zu dem Kaiserscepter oben, sind mit dem Vergänglichkeitszeichen der Eitelkeit gestämpelt, und fahren hin, wohin sie gehören. Leider so ist dieser Zeit Leben gestellt, daß fast alles, was nach außen geht und

wirkt, sogleich in Satans Macht fällt. Wäre etwas Göttliches und Heiliges an uns, es würde sich im Leben offenbaren, und das Böse müßte fallen und verschwinden. Sie sollen dies nicht unrecht verstehen, meine Freundin; ich rede hier nicht von dem ewigen Wirken des Guten, das unsichtbar von Geschlecht zu Geschlecht fortgeht, sondern ich spreche von dem Wirken, das von allen gesehen werden kann, von dem öffentlichen Wirken des Bürgers. Da wird die That und das Werk des Einzelnen von dem Sinn und Streben der Menge nicht allein unaufhaltsam mit fortgerissen, sondern auch ihre Gestalt und ihr Gehalt (nicht ihr innerer Werth) wird von ihr gestämpelt; es ist nur ein Tropfen in dem Ocean: wenn der ganze Ocean trüb ist, wie mag der reinste Tropfen in lauterer Klarheit in ihm fortschwimmen?

Ihr wisset, meine Kindlein, was ich unter Erziehung und Bildung des Menschen verstehe; wir haben in ernsten Stunden über diesen hohen Gegenstand manches Wort gewechselt. Ich denke — nein, ich denke nicht bloß, sondern ich weiß es — daß Geist und Seele in dem Menschen ihr Haus um sich her bauen, daß — wenige Fälle abgerechnet, wo ein schlimmer Zufall das Gehäuse zuweilen verdarb — der ganze Leib sich als eine äußere Form der Seele hinbauet, worin man ziemlich genau erkennen kann, wel-

che Gestalt das Leben drinnen habe. Bei geistvollen und kräftigen Menschen ist dies vorzüglich auffallend; andere sind von Anfang an gleichsam eine Art ungeschiedener Masse gewesen, wo Geist und Leib so dick in einander lagen, daß man sieht, es konnte sich nichts Eigenthümliches herausbilden. Man sieht, wo Geist und Kraft ist, jene Bildungskraft von innen heraus nicht allein an Kindern und Jünglingen, sondern Männer noch werden oft mit erstaunlicher Geschwindigkeit verwandelt, so wie das Innere sich im Guten oder Bösen ändert. Wenn dies ist — was niemand leugnen wird, der nicht für alles blind ist — so kann einem bange werden bei dem, was man an unsern Erklärern und Führern der geistigen und christlichen Bildung sieht. Wie? diese erbärmlichsten, sündlichsten, und krüppelhaftesten Gestalten sollten die Träger stolzer, muthiger, und einfältiger Seelen seyn? wie? was in ihm selbst rein, still, und selig ist, das sollte in solchen Fratzen und Larven der Eitelkeit und Ziererei spuken? Nein, nimmer, nimmermehr! Es ist nicht christlicher Sinn, es ist nicht heidnische Tugend, es ist nicht lebendiger Geist, (wie man ihn auch nennen mag) was diese Leiber und Gebärden so erschuf. Dieser neue Geist, oder Ungeist, worin wir Menschen jetzt erziehen und leben, dieses sonderbare Etwas, dem ich keinen Namen zu geben weiß, ver-

hält sich zu der muthigen heidnischen Gemüthesfülle, zu der seligen christlichen Begeisterung der alten und mittleren Zeit, wie die Schattengestalten des Hades zu Theseus und Achilleus, Helena und Alcestis, die einst waidlich und tapfer in Wohllust und Freude auf Erden wandelten. Es ist ein Schimmer nach der Sonne, ein kalter Glanz nach einem warmen Feuer: und so sind die Früchte, die aus ihm treiben. Denn das ist das Erste, daß er allen Leib, alle leibliche Stärke und Freude zuerst schwächt und zerstört, eine entnervende Flamme, gleich jener kalten Wohllust, wodurch in frühester Jugend die zarteste Blume der Kraft und Schönheit unwiederbringlich verwelket. Dann folgt — was Menschen, die das Leben durch das Leben lernten, von selbst verstehen — daß alle frische und muthige Triebe, die an dem Leibe hangen, schwächlich und kränklich, blöd und schüchtern werden: jener fröhliche Uebermuth, der alles unmittelbar faßt, hat, und versteht, ist nun dahin; und man mag aller Welt Weisheit und Kunde auf einander häufen, je mehr man auf das Schwache thürmt, desto kleinlicher sinkt es in sich selbst zusammen. Ich weiß freilich nicht, was uns Zeitgenossen jetzt begegnet; aber bei der Betrachtung unseres Verhängnisses und bei der Vergleichung desselben mit früheren Geschichten kömmt es mir zuweilen vor, als

seien schon ähnliche Epochen gewesen, wo alle lebendige Kräfte zu ruhen schienen und im elenden Gemisch von Schwäche und Verruchtheit, die immer neben einander hergehen, alles drüber und drunter gekehrt ward. Es sind, wann solches erlebt wird, Sonderungen und Uebergänge von einem Zustande zum andern; aber für die Mitlebenden ist es freilich nicht tröstlich, am wenigsten für die, welche unter den Verpesteten noch eine Ahndung von Gesundheit haben. So zittert in einem durchpesteten Leib der frische Blutstropfe, bis auch ihn das Verderben ergreift.

Wenn nun ein solcher Uebergang ist — was manche gescheidte Männer glauben — so werden nur daran manche irre, daß er so langsam geht; langsam meinen sie, auch nur von der Zeit ihres Lebens die Welt datirend. Denn wie viele wissen, daß wir Europäer schon drei Jahrhunderte geschwankt haben? und wie wenige wollen begreifen, daß wir und unsere Kinder wahrhaftig nicht darnach aussehen, daß so bald eine neue Zeit werden kann? denn was viele Tröpfe oder Buben neu zu nennen belieben, ist nichts als der elendeste Nachklapp — wollte Gott Nachklapp! — des schlechtesten Alten. In solchen verhängnißvollen Epochen der Uebergänge begegnet dem Menschen noch das Wunderbare, daß, weil der Leib der Dinge und die Erde dann so schlecht ist, sie sich

auf

auf das zurückwerfen, was sie den Geist der Dinge auch wohl die himmlischen Dinge nennen. Mit diesen treiben sie es dann wunderbar ämsig und eifrig, und wähnen sie fester und reiner als je zu halten; und ohne diesen Wahn freilich könnten sie gar nicht leben. Der Mensch aber, der wirklich fühlt und versteht, weiß wohl, daß dieser Geist und diese lärmende und jauchzende Treibjagd auf die geistigen und himmlischen Dinge durchaus nichts seyn können, wann die leiblichen und irdischen Dinge fehlen. Was ist es denn aber, wenn es weder Geist noch Leib ist, was das Geschlecht trägt? denn etwas muß es doch seyn. Ich denke, wie es Mittelgeister und Mittelkräfte in allem giebt, so giebt es auch ein trübes und zusammengemischtes Mittel, worin sich grade noch leben läßt, gleichsam eine Luft, zu dünn für bloße Leiber und zu dick für bloße Geister. Denn ich kehre wieder auf die Wirkungen zurück dessen, was die Leute Geist nennen. Geist und Leben sind nur Ein Begriff, sie erbauen, ermannen, verherrlichen; dieses Ding aber, welches durch alle unsere Erziehung und Bildung vom sechsten bis sechszigsten Jahre fortgeht, entleibt, entmannt, schändet. Auch die es ernst meinen, die mit reinem Trieb und frommen Sinn das Gute und Wahre suchen, müssen der Zeit die Schuld mit abbüßen. Wo sind die freudigen, freien, wahren, begeisterten Männer unter denen, die Ge-

lehrte genannt werden? was sind unsere Priester, Richter, Professoren? Sie, die geistvollen, christlichen, und philosophischen Männer, sind doch wohl in göttlicher Freiheit und christlicher Tapferkeit über Sünde, Lebensangst, und Sklavendienst hoch hinausgeflogen? Ach! daß ich nicht antworten kann, wie ich mögte! Kleinherzigkeit und Kleingeisterei, kindische Eitelkeit und kindischer Neid, und alle die kleinen Gebrechen und Sünden des Sklaven brandmarken diese Klasse mehr, als die Ungebildetesten im Volke. Da frage noch nach Sinn für Großheit, Glorie, Vaterland, und Christenthum. Und wie diese in ihrem Geschlecht, so sind die andern Gebildeten, die theils aus ihnen ausgegangen sind theils zunächst zu ihnen gezählt werden müssen. Was sind die Männer, die jetzt als die ersten und genanntesten die Welt mit Sceptern, Degen, Schreibfedern regieren, was sind unsere Fürsten, Feldherren, Minister? O, ich verlange nicht einmal etwas Christliches und Freundliches, was man wohl mit Recht verlangen könnte von einer Zeit, welche die vornehmen Wörtlein Bildung und Aufklärung so viel im Munde führt; ich wäre zufrieden, wenn ich nur irgend etwas Mächtiges und Einfaches sähe, wenn nicht etwas Tugendhaftes, doch etwas Tüchtiges. Aber zeigen Sie mir einen einzigen, der nur von fern jenen alten Bildern

dern ähnlich sähe, die uns in den früheren Geschichten auf jedem Schritte begegnen. Auch in denen, die am kühnsten und frischesten durchfahren, scheint doch nur das vor, was auf Vereinzelung und Zerstückelung deutet. Meinetwegen mögte es noch viel wüster und böser hergehen, als es geht, wenn es nur auf menschliche Weise geschähe, wenn nur irgend eine Gediegenheit des Willens, irgend eine Unmittelbarkeit des Herzens erschiene. Das Scheußlichste gehört zum Menschen, wie das Göttlichste, der Teufel hat auf Erden immer neben Gott gestanden; aber die allerschlechteste Zeit ist die, wo das Gute und das Böse immer mit Bewußtseyn gethan wird: da geht alles Virtuose und Heroische der Menschheit unvermeidlich unter, denn Hölle und Himmel fließen in solcher Schwächlichkeit zu Einem Gemisch zusammen. Wir bedürfen nur uns umzusehen und umzuhören, um zu begreifen, worin wir grade sind. Nicht rasche Grausamkeit, sondern berechnete Tücke; nicht stolze einfache Klugheit, sondern feige verschmitzte List; nicht hoher Glaube auf das allmächtige Schicksal, sondern eitler Aberglaube auf den ohnmächtigen Zufall: so die Großen und Kleinen — Und wenn der Geist, und die christliche Milderung und Vermenschlichung durch ihn wirklich auf der Stufe ständen, wo so viele sie setzen, würde nicht die Stimme der Menge mit furchtbarem Ernst zurück-

wei-

weisen, was jetzt nicht mehr gesehen werden dürfte? würde im Namen freier Wahrheit und christlicher Würde nicht laut gerichtet werden, wie schon vor tausend Jahren, und noch vor fünfzig und hundert Jahren gerichtet ward? Und wir, die uns frei, edel, gebildet nennen, betteln wieder wie um eine Gnade um ein Recht, das uns als Christen von Anfang an gebührte, das wir nicht immer verstanden, das wir aber jetzt verstehen müßten, wenn wir geistig würdig geworden wären, wie man uns einbilden will? Denn Freiheit ist uns versprochen von dem Stifter unserer Religion, Freiheit im Himmel und auf Erden, stolzer offener Kampf, kühne freie Rede. Denn geadelt ist jeder durch das höchste geistige Recht, Gott tritt in jede Brust, die ihn zu empfangen brennt, und auf Leben und Tod soll der Christ alle geistigen Kräfte drein setzen, fröhlich hindurchgehend mit seinem Gefühl und Glauben und alles geringer haltend, als hündische Geduld, feiges Verstummen, und bewußtes Verschweigen des Unrechts und der Sünde. O wo sind wir da? wo sind unsere erhabenen Geister? wo sind unsre vergeistigten Menschen? unsre vergöttlichten Christen? Ich schweige und erröthe. Ich bin nicht besser, als die andern.

---

## Dritter Brief.

In meinem vorigen Briefe, meine trauten Freunde, kam ich ganz ab von dem Punkt unsers Gespräches. Aber so offenbart sich an mir das alte Sprichwort: Weß das Herz voll ist, deß geht der Mund über. Wie kann man es doch lassen von dem zu sprechen, was einem weh thut? Tausend- und aber tausendmal habe ich mir es schon vorgenommen, an mein Uebel gar nicht zu denken, geschweige denn davon zu sprechen, und, wie so viele andere thun, mir poetisch und ästhetisch eine andere Welt einzubilden, als diese unsere Welt ist, und sie frisch und fröhlich durchzuleben; aber wie ich es auch anfange, immer berührt die alte Pest mich wieder auf einer neuen Seite, mein poetisches Traumleben muß der Wirklichkeit weichen, und wenn ich dann meinen Zorn über mich selbst und die andern nicht gewähren lasse, so bleibe ich in jener unseligen Mitte von einer Art Seelenschlafsucht hangen, wobei, wie ich glaube, keinem wohl ist, mir wenigstens nie wohl gewesen. Solcher Zorn, oder solche Klagen, wie Sie es nennen wollen, mögen

mögen am Ende wohl nichts weiter bedeuten, als daß der Mensch sich von dem Gefühl seiner Sündlichkeit durch Worte wenigstens zu befreien sucht; denn wäre ich besser, so mögte ich wohl hoch darüber hinfliegen, oder tief darunter hingehen können. Indessen wie meine beiden Kinder es auch nehmen, es gehört hieher und gehört auch nicht hieher. Ich sollte doch beweisen, daß das viele Lernen und Wissen es nicht thut, daß wir dadurch weder tüchtiger und muthiger, noch besser und tugendlicher werden, als unsere Väter und Großväter weiland. Dies könnte nun freilich gar nicht seyn, wenn wirklich Wissen wäre, was man Wissen nennt; denn Wissen giebt Gewissen, und Gewissen giebt Kraft und Muth. Ist dies bei den jetzigen Männern so, was soll man von den Weibern denken und von allem dem, was man weibliche Bildung, Talente, und Liebenswürdigkeiten nennt, worauf jetzt eine so lächerliche und athemlose Jagd ist? Unsere kleine Lili hat uns den Ton angeschlagen; wir wollen denn ein wenig darin fortklingen, und uns redlich Rechenschaft geben, was wir erlebt haben und was wir durch die Geschichte unsers Herzens und die Geschichte der Welt wissen, die auch nichts anderes ist, als eine weitere Herzensgeschichte. Sie, meine Psychidion, werden dabei nicht verlieren; denn von Frauen wie Sie, und meine selige Mutter, und wenn es noch

mehr

mehr solche fromme, wahre, und ungeschminkte Seelen giebt, habe ich gelernt, was Frauen sind und worin ihre Gewalt und ihre Würde liegt. Wir sind beide hinaus über die kleine Verzierung und Bemäntelung der Dinge; von allem, was natürlich und wahr ist, darf man mit den eigentlichsten Worten sprechen, die auf Ziel und Zeichen gerade losgehen: nicht das Wort ist das Gefährliche, sondern der Sinn, und ich werde in keinem andern Sinn mit Ihnen sprechen, als in dem früher geduldeten.

Ich kann mir nicht helfen, meine süßen Kinder, wenn ich sehe, wie wir Teutsche und Schweden, ja wie wir Europäer es treiben und wie wir mit aller unserer Kunst und unserm gepriesenen Wissen zwieträchtig, kümmerlich, und unglücklich sind, auf Gedanken und Träume zurückzukommen, die wirklich zuweilen wieder aufleben als Erinnerungen aus jenen Jahren, wo ich noch nicht wußte, was Mann und Weib ist, geschweige daß ich daran dachte. Meine Aeltern lebten in den Jahren 1770 und 1780, wo ich Kind war, ein einfältiges, einträchtiges, und natürliches Leben, ohne Ziererei und Gepränge, aber in jener Fröhlichkeit und Gottseligkeit, die nie aus ihren Herzen, deren Schein aber durch die Gewalt der Zeit doch aus ihrem Hause mehr und mehr verschwand. Was ich damals sah und hörte, was ich lernte und

las — (Luthers Bibel und einige alte Chroniken und Mährchenbücher waren das Einzige) alles trug das Gepräge einer Kraft, einer Einfalt, und Glückseligkeit, deren Gedächtniß mich jetzt noch entzücken kann. Jene orientalischen Geschichten der Bibel legte ich mir aus auf europäische Weise, nach dem Bilde, das ich täglich vor Augen hatte, und so ein Patriarch, der seine Kinder umhalset und segnet, an den sein Weib in der Hüttenthüre sich freundlich und liebend schmiegt, um den zahlreiche Geschwister sich versammeln, deren aller Vater, Großvater, und Urgroßvater er ist, däuchte mir das Anmuthigste, was auf Erden seyn könne. Ein gottesfürchtiger, freundlicher, ernster, und allgebietender Mann, ein sittsames und gehorsames Weib, und Kinder und Enkel und Urenkel wie der Sand am Meer und die Sterne am Himmel — das ist das schöne Bild, was man aus den besseren Geschichten des Orients als Ideal menschlicher Glückseligkeit herausnimmt. Der Mann ist das Bild der milden Herrschaft und der ruhigen Kraft, das Weib das Bild der schüchternen Sitte und der bittenden Freundlichkeit, und die Kinder sind die blühende und bewegliche Welt um sie. Den orientalischen Zwang, den wir nun kennen, mehr zurückgeschoben, und Mann und Weib mit orientalischen Sitten in einem freieren Verhältniß gedacht — was kann süßer und reitzender seyn? Denn soll der

Mann

Mann Ruhe haben im Leben, so muß das Weib gedacht werden als mit der hingebendsten Liebe und Treue sich freiwillig unter seine Gewalt stellend, daß er auch für sie das Bild des Ernstes und der Herrschaft sei, beide Worte in ihrer vollen Strenge genommen. Ein solches, in diesem Sinn orientalisirtes Leben habe ich seitdem in Europa gesucht, aber es immer seltener gefunden, jemehr die Zeit fortschreitet. Alles hat nach Freiheit geschrieen und schreit darnach bis auf den heutigen Tag; aber auch hier werden wir von Stunde zu Stunde unglücklichere Sklaven: denn die Ungebundenheit gebietet immer eine Unterwürfigkeit, die unter einem Gesetz nicht eintreten kann.

Ich bin kein Orientale, wünsche es auch nicht zu werden, würde jetzt auch nicht mehr dazu taugen, selbst wenn ich meinte auf morgenländische Weise glücklicher zu leben; aber — liebe Kinder, nehmt mir's nicht übel — seit zehen Jahren habe ich oft an einen Vorschlag denken müssen, den ich im Jahr 1799 an einer Säule des Palais royal in Paris angeklebt fand. In jener Zeit, wo jeder Narr seine patriotischen Gedanken auf Kaffehäusern und an Straßenecken ankleben durfte, hatte ein gutmüthiger Thor, wahrscheinlich erzürnt durch die leichtfertigen Vertreterinnen des weiblichen Geschlechts in der Seinehauptstadt, einen recht gefährlichen Verschwörungsplan gegen ihre Freiheit

aus-

ausgeheckt, und während man auf der einen Seite von allerlei sogenannten unveräußerlichen Menschenrechten ihnen auch ihr vorenthaltenes Theil wollte zukommen lassen, trat er mit dem Vorschlag auf, sie auf gut Türkisch einzusperren. Dieser Vorschlag war unter der Aufschrift die Sitten (les moeurs) mit großen Buchstaben gedruckt, und er war nicht etwa einer jener losen und windigen Scherze des Tages, sondern des Mannes gebranntester Ernst, und er suchte durch alle mögliche geschichtliche, sittliche und politische Gründe und Belege die Nothwendigkeit und Wohlthätigkeit einer solchen Verfügung zu beweisen; er zeigte dort Glück, Ruhe, Tugend, hier Unglück, Unruhe, Verbrechen: und endlich schloß er mit dem damals vielbedeutenden Ausspruch, daß ein freies und demokratisches Volk nie und nirgends seyn werde, wo man die Weiber nicht gewöhnt habe, die vier Wände ihres Hauses, oder höchstens die vier Wände oder Winde ihres Gartens als den ganzen Umfang des Reichs anzusehen, wo auch sie das Scepter führen dürften. So viel ich mich noch erinnere, war seine Schilderung ungefär folgende: — Doch werden meine Kinder wohl finden, daß sich auch unwillkührlich von dem Meinigen etwas eingemischt hat; denn in unsern Ansichten haben wir wirklich Manches gemein.

„Die

„Die großen Zeiten der Erneuüng und Wieder„geburt, worin wir leben, geben einem jeden Bür„ger das Recht und die Lust, über öffentliche Dinge „zu denken und zu reden und was er hat und weiß „zum Besten des geliebten Vaterlandes herzugeben. „Wir haben nun — Dank den Manen der großen „Männer, die sich für die Freiheit geopfert! — Ge„setze über alles; aber immer noch fehlt uns eine Ge„setzgebung für die Weiber, diese schönere Hälfte des „menschlichen Geschlechts. Alle alte Völker, die nicht „unwissende und rohe Barbaren waren, hatten die„sen großen Punkt nicht übersehen: Minos, Lykur„gus, Solon, Pythagoras, Numa konnten die „Mütter ihrer Bürger nicht vergessen. Wir aber „schwanken bis auf den heutigen Tag so fort, und „lassen, wie das Sprichwort sagt, Gott und den Zu„fall sorgen, und was durch Sitten und Gewohn„heiten geheiligt seyn sollte, das soll durch Moden „und Manieren gehalten werden. Wir sehen die „Früchte davon, wir werden sie sehen. Der Bürger, „welcher diese Worte an seine Mitbürger bringt, hat „lange im Orient gelebt; er ist mit einer liebenswür„digen Europäerin verheirathet, die seine Tage glück„lich macht und ihm Söhne und Töchter gebohren hat: „ihm haben die Weiber nie etwas zu Leide gethan. „Aber er kennt das Leben, und wenn er um sich her

„sieht,

„sieht, so muß er die Menschen jenseits des Mittel„meers glücklich preisen, die von aller der Unruhe, „Ziererei, und Angst nichts wissen, worin das Leben „französischer Männer herumgejagt wird. Denn man „kann ohne Uebertreibung sagen, daß die Hälfte „unsrer unnütz verlornen Zeit die Weiber auf ihrem „Gewissen haben; sie schleppen die Männer auf einer „ewigen Treibjagd des Vergnügens umher, und am „schlimmsten geht es den armen Schelmen, welche „so unglücklich sind, ihre Frauen zu lieben: da giebt „es nichts als Eifersuchten, Aengsten, und Verzwei„felungen, und Männer, die durch Verstand und „Bart darthun, daß sie über den ohnmächtigen Zu„stand der Kindheit hinaus sind, gebärden sich oft so „kindisch und albern, daß man Thränen darüber wei„nen könnte. Alles das ist die Schuld der Weiber „und einer unseligen Leidenschaftlichkeit der Liebe, die „auf öffentlichen Straßen, Theatern, und Masken„sälen nicht so frei ihr Wesen treiben sollte, als sie „thut. Wir sind jetzt zu einer Stufe der Aufklärung „gelangt, deren Geschenk jene Freiheit ist, wofür je„der Franzose als für seine erste Göttin und Geliebte „brennen soll. Aber wie wollen wir ernste, feste, groß„herzige Bürger bilden, wenn Zucht, Stille, und „Glück sich nicht wieder in die Häuser zurückziehen? „Denn wer leugnet es, daß die ewige Unruhe, welche

„die Weiber in unser Leben bringen, jenen stillen „Stolz, jene feste Seelenhoheit, jene gehaltene Männ„nerwürde verscheucht, wodurch diejenigen Völker „ausgezeichnet waren, welche verstanden Ordnung in „ihre Sitten zu bringen? Dies zu erreichen und die „Freiheit auf Sitten zu gründen, worauf sie allein „sicher ruht, schlage ich Folgendes vor:

„1) Man lege auf den Namen Bürgerin einen „so hohen Werth, als er in Athen, Sparta, Agri„gent, und Rom weiland hatte. Man strafe auf „das allerstrengeste jede Befleckung und Verunehrung „einer Bürgerin durch Wort und That. Eine Frau „sei in Frankreich so heilig, als die Tugend und die „Freiheit selbst.

„2) Man versage den ehrwürdigen Namen Bür„gerin allem leichten Gesindel, allen, die sich durch „unehrliches Gewerbe nähren, allen, die durch eine „bekannte Schande oder ein bekanntes Verbrechen „sich befleckt haben. Denn wenn man der Ehre und „Tugend keinen Rang giebt, so scheint die Unehre „und das Laster einen Rang zu bekommen.

„3) Man zeichne bei großen Feiern, an hohen Fe„sten der Götter und Menschen die Frauen aus, wel„che unbescholtene Mütter vieler Kinder sind, oder „welche dem Vaterlande einen Sohn erzogen, der „durch Tugenden des Patriotismus und Heroismus

„glänzt,

„glänzt, oder in einer Kunst, einer Wissenschaft oder „Erfindung groß ist; man zeichne vor allen die stillen „Mütter aus, welche, draußen fast unbekannt, wie „die Mütter der Cincinnaten und Scipionen, kaum „solange aus dem Hause abwesend sind, als das Holz „auf dem Herde bedarf, um niederzubrennen.

„4) Man zeige, daß, die auf den Landstraßen, „Spaziergängen, Theatern am meisten in den Mün„den und Händen der Männer sind, am wenigsten „die Achtung von Männern verdienen, und gar keine „Achtung von freien und republikanischen Männern. „Ich frage, wie viele Pariserinnen sind, die an ihren „Kindern mehr thun als sie gebähren? Sie bekom„men ihre Söhne und Töchter seit dem Augenblick ih„rer Geburt oft erst wieder zu sehen, wann sie zwölf, „vierzehn Jahre alt geworden, wo sie als ein Spiel „der Langenweile die äffische Verzierung der Eitelkeit „mit ihnen beginnen können.

„5) Aus den achtbarsten und würdigsten Män„nern und Frauen bestelle man ein Rügamt, welches „das Sittenlose, Leichtfertige, und Wilde anmerke, „welches zuerst warne und weise, dann strafe und aus„streiche. Auch diejenigen Männer müssen als unwür„dige Mitbürger gemerkt werden, die, kundig der „Wildheiten und Laster ihrer Frauen, sie doch im „Hause neben sich dulden.

„6) Man bewillige hohe Ehre und Bürgerrang
„vor allen andern solchen Matronen, welche durch
„Sittsamkeit und häusliche Tugenden ein langes Le-
„ben verherrlicht haben.

„Aber wird dies helfen? Ach! ich glaube nicht,
„wenigstens bei den Jetztlebenden nicht. Die Macht
„der Mode und der Gewohnheit ist größer, als die
„des Gesetzes und der Sitte. Die Weiber sind an
„die Freiheit und Herrschaft gewöhnt, sie lassen sie sich
„so leicht nicht wieder nehmen, am wenigsten durch
„wohlgemeinte Warnungen und Vorstellungen, noch
„durch Reitze von Ehren und Würden, die sie auch
„in ihren Aeffereien und Eitelkeiten zu haben meinen.
„Man muß wohl ein zwingendes Gesetz geben, sie
„müssen durch Zwang erst wieder lernen, worin ihre
„Tugend, ihr Glück, und ihre Würde besteht. Dar-
„um gebe die hohe Versammlung, die jetzt über die
„Freiheit und das Heil der Welt entscheidet, das Ge-
„setz, daß die Frauen sich in ihren Häusern und Gär-
„ten halten sollen; daß keine Frau, oder Jungfrau,
„die noch für eine Bürgerin geachtet werden will, an
„öffentlichen Stellen erscheinen darf, sie sei denn von
„ihrem Manne, oder Vater, oder Bruder, oder von
„einem erwachsenen Sohn begleitet; und zugleich be-
„stelle sie Aufseher und Sittenrichter, die auf die
„Beobachtung des Gesetzes halten. Dann wird eine

„neue

„neue Epoche der Sitten beginnen und wir werden „ein wirklich freies Vaterland haben — Aber, wird „man sagen, bannest du die Weiber auch in die „Schranken der Häuser und Gärten, wer soll die „Verwandtschaft der Begleiter draußen untersuchen? „wer soll die Häuser und Gärten verschließen, daß „nichts Ungebührliches hineinkomme? Denn pariser „Menschen ohne Thes, Klubbs, Vorlesungen, Bälle, „Schauspiele, und ohne alle jene liebenswürdigen Af- „fen, die in ihrem Leben nichts anders thun als plap- „pern und erzählen? O es geht nicht, armer Patriot! „wenn unser ganzes Gemüth nicht anders wird — „und dann bedürfen wir solcher Gesetze nicht.„

So ungefär sprach mein republikanischer Sittenrichter, und wenn man sieht, wie die europäischen Dinge jetzt gehen, so kann man über seinen Vorschlag wohl lächeln, aber im Herzen giebt man ihm nicht ganz Unrecht. Sie haben gelesen, meine liebenswürdige Freundin, was Ihr Landsmann, der Graf Ehrenswärd, meint; Sie kennen seine Reise nach Italien, die auf wenigen Seiten so viele anziehende Ansichten und neue Bemerkungen über das Land und die Sitten enthält. Fasset er auch zuweilen mit nordisch einseitigem Witz die Dinge zu grell und spitz, so sieht er an den meisten Stellen doch eben so tief und scharf, und man fühlt bald, daß er das Gemüth und

die

die Kunst des Südens tausendmal besser verstand, als die meisten von denen, die über die Griechen und Lateiner Folianten geschrieben haben. Merkwürdig unter andern sind seine Vergleichungen des nördlichen und südlichen Karakters und Lebens, und die Sünde, die er aus diesen Vergleichungen zieht. Er sagt klar — und wer will ihm widersprechen? — daß das Leben und die Kunst eines Volkes immer in eben dem Maaße kräftig und herrlich war, als es Ordnung in seinen Sitten hatte. Diese Sittenordnung findet er in dem Verhältniß, wie die Männer und Weiber zu einander stehen, und erklärt zugleich deutlich, daß die Neueren es den Griechen auch deswegen in der Kunst nicht gleich thun werden, weil sie den Geschlechtern im Zusammenleben eine ungebührliche Freiheit gestatten. Doch meint er, im Norden bei einem kühleren Temperament sei diese Freiheit dem Menschen weniger gefährlich, ja sie sei sogar eine Nothwendigkeit; denn was hätte der Mensch in einer ärmeren Natur, wenn man ihm das doch immer belebende und reitzende Spiel seines entgegengesetzten Gleichnisses nähme? So lauten seine Worte, die er an mehreren Stellen ausführlicher belegt und erklärt:

„Alle Nationen nördlich über den Alpen begehren „das Weib vor ihren Augen; die Gesellschaft der Ge„schlechter mit einander ist diesen Nationen nothwendig.

„Der

„Der Italiäner hat diese Gesellschaftsfreiheit „durch Nachahmung der nordischen Völker, oder von „einer gemeinschaftlichen Religion; denn alle südliche „Völker setzen eine strenge Ordnung zwischen die Ge„schlechter, da sie der Natur folgen. Dies haben „auch die Gesetzgeber gethan, als sie das Geschlecht „in die Gesetze begriffen. Das Weib ist nicht ver„brecherisch von sich selbst, sondern der Mann reitzt, „und fällt selbst in Fahrlässigkeit, Leichtsinn, Unord„nung, und verliert eine gewisse Männlichkeit in der „Denkungsart, er bekömmt eine Art Naturleben im „Staat, das mit der Uebereinkunft in einem Staat „nicht zusammenpaßt. Diese Unordnung ist im Nor„den nicht so gefährlich, im Süden wäre sie ge„fährlich. Im Norden hilft man sich so „durch, im Süden ist man entweder „groß, oder verloren.

„In den Künsten haben die Nationen das meiste „Geschick gezeigt, die in sich die meiste Ordnung in „Sitten gehabt haben.„

Wir wollen uns, meine lieben Kindlein, nun ein wenig erzählen von unsern Erlebnissen — es sind nur alte Geschichten, worüber wir lange einig sind — und dann wollen wir sehen, wie es seyn könnte und seyn sollte. Sie sind beides eine Schwedin und eine Teutsche, wir beide sind Nordländer; wir bleiben also

billig zuerst bei unserm Volke stehen und wandern dann in Europa ein wenig in der Runde herum. Denn durch Gemeinschaft des Stamms, der Religion, und der Priesterbildung des Mittelalters ist zwischen den Bewohnern der nordischen Fjäll und der schottischen Hochlande, und denen in dem Apennin und der Sierra Morena jetzt manche Berührung und Aehnlichkeit, welche in der früheren Zeit nicht seyn konnte. Wie leben unsere Frauen und Mädchen? und was ist die Ausbeute dieses Lebens? Meine Kinder vergessen nicht, daß eine Tochter von guter Geburt uns in diese Unterhaltung hineinführte. Wir sprechen hier also von den bemittelten, oder sogenannten gebildeten Klassen des Volks.

Seitdem das Christenthum die uralte Sittenroheit der Barbaren gemildert und die Lehre von Freiheit und Gleichheit des ganzen Geschlechts durch die Anerkennung gemeinsamer Geisteswürde mehr und mehr allgemein gemacht hat, ist das Weib von Jahrhundert zu Jahrhundert mit dem Mann mehr in gleiche Rechte getreten; besonders in den letzten Jahrhunderten ist es reißenden Schrittes vorwärts gegangen, und manche geharnischte Ritter mit und ohne Unterröcken haben die Rechte der Frauen recht tapfer verfochten. Was im Orient und in allen sehr südlichen Ländern noch ist, was wenigstens in einer Art Aehnlichkeit mit

jenem Zustande zur Zeit unserer Väter auch in Europa war, wird nun Barbarei, Roheit, Tyrannei der Männer genannt. Und wenn einige hiebei auf ein Naturverhältniß und Naturgebot hinweisen, das auch der mündigste und erzogenste Mensch in allen Zeitaltern ehren sollte; wenn einige wenigstens Schatten und Dämmerungen jenes früheren Zustandes auch in dem Leben der Jetzigen zu erblicken wünschen — so nennt man sie überspannte Thoren oder philosophische Narren und tändelt mit dem leichtfertigen und wilden Leben immer frisch fort. Wie halten wir es hier im Norden, in dem Lande des Wechsels und der Moden?

Kaum ist das Töchterchen fünf, sechs Jahr alt, so geht die Abglättung, Bildung, und Verzierung des Püppchens an, und wird um so eifriger und geschwinder getrieben, jemehr das Dingelchen verspricht, niedlich, witzig, und reitzend zu werden. Mit einer Uebereilung, als wenn das ganze Leben nichts als Kunst wäre, reißt man das Kind durch eine Unendlichkeit von Uebungen, Fertigkeiten, und Talenten fort. Denn Talente das ist das große Wort; hat sie Talente? ist sie ein Weib von Talenten? das klingt allenthalben, und die Fragen der Väter: ist sie sittsam, einfältig, häuslich, gehorsam? ist sie in Stille, Zucht, Gottesfurcht, Arbeitsamkeit und Fröhlichkeit erzogen? — diese altfränkischen Fragen werden

den nicht mehr gehört. Das Mädchen tanzt, zeichnet, musicirt, singt allerliebst, plappert allerliebst französisch, englisch, italiänisch, auch wohl hispanisch, liest und beschwatzt mit richterlicher Kühnheit alles, was in und über schöne Kunst geschrieben wird. Da ist der volle Glanz, da die ganze Würde des Lebens der Frauen. Alle diese Künste aber bedeuten nichts für das Haus, sie wollen Schein geben, und müssen also beleuchtet werden und öffentlich auftreten. So kommen denn die Kinder auf Bälle und in Schauspielhäuser, sie prunken in Gesellschaften und Klubbs, sie sind mit auf Landstraßen und in Lägern. Bricht dann die Blüthe aus, so soll die Jungfrau sich einen Jüngling suchen, dem sie die Blume schenken mögte; Großmütter und Mütter, Basen und Muhmen führen sie recht absichtlich dahin, wo das dichteste Gedränge und das bunteste Gewirr von allerlei Menschen ist: jetzt soll das Sichverlieben beginnen, die Kinder sollen sich ihre Liebe wählen; die alte Sitte, daß die Aeltern für die Töchter Männer suchten, hatte noch zu viel von Barbarei. Was es mit dieser Wahl der armen Dinger auf sich hat, sehen wir alle Tage an so viel tausend Beispielen. Das hangt zusehr an dem Zufall des Augenblicks, an dem langsameren oder schnelleren Schlage des Bluts; das hangt an der Kunst und Schmeichellist geübter Buben, und endlich

lich an unzähligen kleinen Nichts und Zufälligkeiten, von welchen wir Menschen, wenn wir uns ihnen zum Spiel hinwerfen, noch bei grauem Barte vielfach geäfft werden. In dieser Thorheit unserer Sitten ist grade für die reinsten und unschuldigsten Seelen die größte Gefahr, denn die meisten unserer Töchter werden frühe glücklich so abgeglättet und abgeblasen von dem Leben, daß das Herz selten gefährliche Sprünge in Abgründe der Liebe thun kann, wie in der alten wirklich romantischen Zeit unserer Väter in der That häufiger geschah. So sucht das Mädchen sich einen Mann, oder begegnet ihm da zuerst, und von dieser glatten und schlüpferigen Bahn müssen wir fast alle ohne Unterschied unsere Hausehren empfangen, auch diejenigen von uns, welchen der Himmel noch ein Weib mit einem Herzen bescheren wollte. Hat die Frau ihren Mann, so geht es noch eben so lustig nach außen fort, als in dem Zustande der Dirne und Jungfrau; sie ist nun freier und öffentlicher geworden, geschützt und bedeckt durch den Karakter der Ehe; sie kann nun aussprechen, mitthun, ja mitmachen, was die Jungfrau nicht durfte, und wehe dem Manne, der ihren Sinn für Freiheit, ihr unveräußerliches Menschenrecht, beschränken, der andern ehrlichen Leuten, die auch ergötzt seyn wollen, den Genuß ihrer liebenswürdigen Gesellschaft und

ihrer seltenen Talente zu versagen sich unterstünde! In den Stunden, wo der Mann arbeitet, steckt sie gewöhnlich auch in ihren Hausgeschäften, wenn sie sich anders deren macht; wann die Stunde kömmt, wo er sich in ihrer und der Kinder stillen Gemeinschaft erholen mögte, geht sie entweder in Gesellschaft, oder will auch Fremde bei sich sehen, oder, wenn sie von dem wirklich geliebten Mann nicht lassen kann, oder auch ein Rest von Anstand es so fordert, so muß er sich wenigstens draußen mit ihr herumschleppen, und die schönen Stunden, die er zu stiller Erholung und Sammlung in frommer Liebe und häuslicher Fröhlichkeit verleben mögte, werden in dem öden und leeren Getriebe eines eitlen Lebens fortgeschliffen. Seine Frühe und sein Tag war Arbeit; der Abend, wo er sich erfreuen will, ist wieder nur eine andere Arbeit, vielleicht eine heißere und angestrengtere, als er den Tag hatte: denn kann er nicht munter, witzig, und unterhaltend seyn, wie die Menge es haben will, so hat er weder von seiner Frau noch von der übrigen Gesellschaft freundliche Gesichter. Und dann die Nacht, die bei den Griechen εὐφρονη hieß, die Freundliche, oder die Sinnvolle, (denn Sinn und Freude waren bei jenem fröhlichen Jugendvolke Eins) was soll sie mit den Uebergereitzten und Ermatteten, oder gar mit

den Ueberdrüssigen und Langweiligen anfangen? Denn die Tage, wo sie ja einmal allein bei einander aushalten müssen, leben sie grade wie der Fisch außer dem Wasser: es ist ein langweiliges Gähnen und Schnappen nach der Luft, die ihnen fehlt, und solche Menschen schnappen nach nichts Anderm, als nach Vergnügen und Zeitvertreib, und da das auch nur eine Art leere Luft ist, so geht sie ihnen gleich wieder aus, und also beginnt das Schnappen immer wieder von vorn.

So, meine liebenswürdige Freundin, ist unser alltägliches Leben, wenn es am besten aussieht. In der ewigen Jagd nach Reitz und Vergnügen läuft man der Tugend und Freude vorbei, und sobald die erste Jugendblüthe und Frische abgefallen ist — was bei solcher Art oft sehr früh geschieht — sinkt man matt und kümmerlich in seinem eignen Nichts zusammen. Bei unserer tollen Erziehung und Bildung sind die meisten Mädchen in den Jahren, wo ihre Blüthe zur Freude der Welt recht ausbrechen sollte, von den Winden des Lebens — die schlimmsten, wenn es Zephyre sind — schon so vielfach angeweht und abgeweht, daß der zarteste und innigste Reitz der Triebe sie kaum noch durchdringen kann. Ohne Genuß und Tiefgefühl des Lebens sind sie für Liebe und Freude schon verwelkt, wann sie das ganze liebe Herz drein geben sollen.

len. So werden sie Frauen, die meisten ohne Liebe, doch zuerst mit einer sehr natürlichen Täuschung, als liebten sie. Das Leben geht auf die alte Weise fort, glatt, leicht, oft leichtfertig; durch nichts gebunden und an nichts sich bindend, durch keine Allmacht von Gewohnheit, durch keinen Zügel von Sitte gehalten, schwankt es hin, wie Mode und Laune gebieten. Leichte Naturen fahren so durch, von Allem und von Nichts gezogen, ohne irgend einen lebendigen Trieb, irgend eine liebende Neigung, als die, nichts zu treiben und nichts zu lieben; — denn dahin sind die meisten Jetzigen gekommen, daß sie nicht einmal recht sündigen können — andere, mehr reitzbar, werden von der Welt gefaßt, wie sie sich ihr preisgeben. Nichts Schönes noch Glückseliges liegt auf diesem Wege. Wo sind noch glückliche Menschen? wo ist noch ein menschliches Leben? Wo sind noch die Männer, die sagen können, daß sie ihr eignes Weib haben? Denn wenn auch das nicht mit hinfährt, was man gewöhnlich die weibliche Tugend nennt, oft eine kalte Treue ohne Treue, was ist mir der schlechte Leib nütze, wenn das Herz allenthalben ist, nur nicht bei mir? Und wirklich einem Wunder ist es gleich, wenn schönere und bessere Naturen in diesem Getümmel und Gedränge sich rein bewahren und ihr Gemüth zusammenhalten. Aber so schlimm

ist es auch für sie, daß sie an dem Bösen lernen müssen ihr Gutes zu beschützen, daß sie immer besonnen und gerüstet seyn müssen, wo sie wie zarte Blümelein, ihrer Schönheit und Unschuld unbewußt, in der sichern Hut der Gewohnheit und Sitte mit dem Tage fortblühen sollen. Manche andere, edle und feurige Seelen, die fest und stolz gestanden wären, wenn sie ein festes und stolzes Leben und ernste mächtige Männer gefunden hätten, müssen durch bittere Warnungen gehen, sie müssen fast wie Männer arbeiten und kämpfen, und gewinnen sie auch den Frieden des Herzens, nie gewinnen sie die spielende Freude wieder, die das Weib nimmer verlassen sollte. Wie viele von diesen bei der Sehnsucht nach Liebe und Leben, bei dem geistigen Reitz des Zeitalters tappen und tasten draußen Jahre lang umher nach dem, was sich nur drinnen finden läßt! Ach! es ist wohl wahr, das arme Weib muß wohl den Mann suchen, wenn die Sitte es einmal erlaubt, unter Männern zu wählen. Was werfen wir Narren die Weiber in die Mitte der Begierden und Leidenschaften hinein, und verlangen, sie sollen fest stehen, wo Männer täglich wanken? Das gilt, die Mehrheit schwimmt in Leichtfertigkeit und Nichtigkeit auf dem Strom des Tages so hin, flattert in einem tauben, bewußtlosen Zustande mit fort;

die Sünderinnen aber, die wissen, was sie thun, und es doch nicht lassen können, wollen mit Zierlichkeiten und Empfindsamkeiten bezahlen, und manche andere, die eben nicht so Sünderinnen sind, auf die aber die Menge der Sünden von andern her eindringt, gebärden sich so mit, und an konvulsivischen und überfliegenden Gefühlen und Strebungen schnappt es allenthalben über, weil man zu elendig und schlecht ist, die gesunde Natur und die alte Einfalt mit ihren schlichten Worten und Werken dafür zu erwählen. So leben Männer und Weiber in einer ewigen Unruhe unnatürlichen Reitzes, in einer Angst von Empfindelei und Eifersucht, kurz in einem Zustande verlarvter Lüge und hinterlistigen Betruges, selbst da, wo keine Verbrechen und Sünden zwischen ihnen stehen. Das viele Kleine hat das Große verdrängt.

Dies ist die Geschichte der teutschen Frauen, wie sie jetzt sind; aber auch bei den leichtfertigsten und schlechtesten erscheint noch immer ein teutsches Gewissen, eine gewisse Verlegenheit und Unbehülflichkeit mit der Sünde. Die schwedische Frau hat mit ihnen manches gemein, doch tritt sie kühner im Leben vor und offenbart freier und entschiedener, was sie will und wagt; sie geht gewöhnlich nicht so tief in Fantasie, Schwärmerei und Empfindsamkeit, und

spricht

spricht auch darin den Karakter ihres Volkes mehr aus, welcher ist Besonnenheit, Klarheit, Verstand, und Festigkeit.

Von den beiden großen slavischen Nationen weiß alle Welt, was das Weib bei ihnen wagen darf und wie sein Leben steht im Vergleich gegen die beiden genannten germanischen. Bei uns gleichen die Männer jetzt häufig den Weibern, bei ihnen die Weiber den Männern. Das ist der große Unterschied.

Die Engländer sind in vielen Dingen ein gescheidtes Volk, sie sind es auch in Hinsicht ihrer Weiber. Als Nordländer und Stammverwandte stehen sie uns Teutschen und Skandinaviern am nächsten; aber ihr geschlossener Inselstaat und Inselzustand, ihre freie Verfassung, der Sinn ihrer Männer für bürgerliche Dinge, und der Ernst und die Haltung, welche dieser Sinn ins Leben bringt, machen, daß sie auch das Haus viel besser verwalten, als wir. Alles, was, bürgerlich und menschlich gewogen, auf irgend eine Art heilig und verehrlich ist, wird in diesem Lande der Freiheit auch unwillkührlich unter irgend eine Form gestellt, die niemand ungestraft verrücken darf. So steht ihr Leben mit Frauen und Mädchen, ihr Umgang und ihr Betragen mit denselben unter einer sehr ernsten

Regel, die den Franzosen und Teutschen oft pedantisch däucht, die aber beweist, daß jene besser wissen als sie, wie sie ihre Weiber ehren und beschirmen sollen. Ein einfältiger Ernst mit den Frauen; die Entfernung derselben aus der Gesellschaft, sobald sie stürmisch oder üppig werden will; kein leeres langes Geschwätz; kein eitles geckisches Gepränge; die größte Achtung gegen die Ehre und den Rang einer verheiratheten Frau — das ist in Großbritannien die Schicklichkeit und Art der gebildeten und besseren Klassen: ein Beweis, daß, wo die Männer ernste Dinge zu thun haben, auch der Bürgerinnen Leben sich in Ernst und Würde halten muß. Aber freilich die Bildung, die Talente, die Liebenswürdigkeit der Teutschin, Schwedin, Französin — jetzt die hohen Klänge aller Zungen, wann von Weibern gesprochen wird — mögte man an der Themse wohl oft vergebens suchen.

Die Frauen in Italien und Hispanien? Da tritt sogleich eine ganz andere Welt auf. Jenseits der Alpen und Pyrenäen verliert sich für uns Nordländer fast das Maaß und das Urtheil, bei dem Anblick jener Gestalten hinter den Bergen erstaunen wir gleichsam vor uns selbst, und bei dem klaren und tiefen Blick jener Gesichter, bei dem festen und doch leichten Willen, den sie verkünden, wird uns bang und beklom-

klommen: wir fühlen, daß Stärkere über uns kommen. Auch bei diesen Völkern sind die Frauen frei, wie bei uns; aber nicht die Jungfrauen: wenigstens sind sie es in den Klassen nicht, die wir stillschweigend voraussetzen. Auch in diesen glücklichen Ländern, wo die Natur allenthalben Bilder größerer Ordnung, Gesetzlichkeit, und Beständigkeit ausgestellt hat, ist größerer Wechsel als recht herrschend geworden; Sitten und Weisen, die sich hier fester und gleicher hätten behaupten sollen, haben der Gewalt des Zeitalters und den Launen und Fratzen der Mode weichen müssen: aber doch ist ein mächtiger Strich von dem südlichen Sinn geblieben, der das Leben nicht so unstät und unruhig werden läßt, als im Norden. Zuerst ist bei dem ganzen Volke ein kühnerer Ernst und ein festerer Wille als bei uns, die wir oft ein ganzes Leben hindurch in unseliger Mitte so fortschwanken, ohne zu wissen, was wir wollen und was wir sollen, ja ohne es einmal wissen zu wollen; zweitens werden die Dirnen und Jungfrauen besser erzogen. Dies letzte ist bei ihnen freilich mehr eine klimatische Nothwendigkeit, als bei uns; aber gleichviel, die Wirkungen davon bleiben nicht aus. Man erlaubt dort den Jungfrauen selten, sich auf unsere Art zu verlieben, oder die Männer sich methodice in sie verlieben zu lassen; sondern die Aeltern geben ihnen die Männer, welche sie an-

nehmen müssen, und meistens auch annehmen, weil es so Sitte ist. Erzogen werden sie bis zu diesem Zeitpunkt in der Stille der väterlichen Häuser, oder gar in Stiftern und Klöstern, in der Abgeschiedenheit von allem Weltlärm und aller Welteitelkeit. Der Hochzeittag ist auch gewöhnlich der erste Brauttag ihres Lebens, da blüht ihnen der erste grüne Zweig, worauf das Vögelein sich in die schöne ungemessene Freiheit hinauswiegt. Und wirklich sind sie wie die Vögelein, die, im Käficht gebohren und erzogen, von der Welt kaum etwas mehr als das Licht gesehen haben, und denen man nun im vollen Frühling voll Schönheit, Glanz, und Blumen auf einmal das Fenster öffnet und sie in alle die unendliche Lust hinausläßt. An jenem Tage, der für sie ein wirklicher Schicksalstag ist, fangen sie recht eigentlich zu leben an, und ihr volles frisches Herz kann sich nun lustig und üppig in die Welt hineinranken. Durch kein frühzeitiges Herumtreiben in der lärmenden und wilden Welt; durch kein Reitzen und Locken von Begierden in Jahren, wo sie noch hätten schlummern sollen; durch keine Anstrengung mit dem Lernen von allerlei Künsten und Talenten, wie wir ärmere Völker hier unten es treiben, war ihnen der reiche Urbrunn aller Dinge, die Fantasie, ausgetrocknet: sie bringen den ganzen schönen Traum von Freuden und Sehnsuchten noch mit,

um welchen es allein werth ist ein Weib zu nehmen und wovon wir Thoren durch unser falsches Beginnen oft nicht einmal die Keime erleben. Sie können in der Welt, wo sie nun eingehen, noch etwas suchen, sie haben noch etwas zu geben, und immer finden sie auch etwas. Das Leben dieser Menschen kann nicht lange neutral oder unentschieden stehen. Entwickelt das Weib seine Liebe nicht an dem Herzen des Mannes, dem sie übergeben wird, so eilt sie einen andern zu finden, der ihre Wünsche ausfülle. Giebt es Streit, so wird es kurz und südländisch entschieden, oft fürchterlich, immer muthig. Jene immerwährende Unruhe eines unentschiedenen Zustandes, jene Wechsel zwischen Krieg und Frieden, zwischen grämlicher Eifersucht und zerfließender Empfindsamkeit, die wir bei uns so häufig sehen, kann der Italiäner und Spanier nicht lange aushalten. Alles Schwankende, alles Halbe, alles Verlarvte und Lügenhafte, womit wir uns Jahrzehende hinplagen und unser Leben und unsere Kraft verderben können, haßt er von Natur und hält es auf das weiteste von sich. Tritt das Ungleiche und Unverträgliche zwischen zwei Menschen, gehen ihre Neigungen einen verschiedenen Weg, und sind ihre Herzen so los, das sie nicht blutig von einander gerissen werden müssen — denn dann geht es anders, als bei uns — so kömmt es bald zur Erklärung und

Verständigung: sie wissen was sie wünschen, sie wissen was sie thun, und lassen ihr Leben so verständig und frei, als irgend seyn kann, neben einander hingehen. Der ewigen Betruge, Lügen, Unruhen, Eifersuchten, und Quaalen der Nordländer, aller ihrer Kriege, Waffenstillstände, Friedensschlüsse, und Friedensbrüche sind sie dann für immer überhoben. Dies ist offenbar viel menschlicher und tüchtiger, als bei uns; es ist nicht allein viel glücklicher, es ist auch viel besser. Was man uns auch von den Südländerinnen und ihren gefährlichen und gräulichen Geschichten erzählen mag, ihre Leidenschaft ist heißer und gewaltiger, aber ihr Herz ist auch fester und beständiger. Alle die kümmerlichen Ziereteien, alle die thörigten Nichts, und kindischen Eitelkeiten, zwischen welchen wir von Kind auf hin und her getrieben werden, machen unser Herz zuletzt so lose und leicht, daß wir an nichts hangen, an keinem Dinge oder Menschen uns mit voller Seele festhalten können, sondern von Genuß zu Genuß, von Begier zu Begier, von Sünde zu Sünde, und von Elend zu Elend flattern. Jene halten fest, was sie einmal lieben, oft mit einer Treue, Hingebung und Aufopferung, wovon die Beispiele bei uns täglich seltener werden. So zeigen diese Menschen auch hierin, wie in den meisten Dingen, daß sie uns an Verstand und Lebensmuth unendlich übertreffen.

fen. Es sind noch die alten Menschen, die alles Natürliche muthig und natürlich thun und genießen, und, wenn ja einmal gesündigt seyn muß, auf einmal und dann ordentlich sündigen.

Zwischen ihnen und uns stehen die Französinnen, doch uns viel näher. Sie gebärden sich nur, als wenn sie die Sünde nicht fühlten, wie wir; aber im Ganzen sind dort dieselben Erscheinungen, nur daß auch das Schlechte urd Eitle dort leichter getragen, mehr verziert, und wirklich mehr als lebendiges Lebensspiel getrieben wird, so daß es nur unschuldiger scheint, als bei uns. Aber da ihnen meistens die innere Tiefe fehlt, sich in mächtiger Leidenschaft über das Bewußtseyn hinaustragen zu lassen, da sie mehr als wir die Besonnenen und Bewußten sind, so hat die Sünde und ihre Beklommenheit und Verwirrung sie eben so eingefangen; nur duldet ein größerer Leichtsinn und ein von Natur loseres Herz mehr Spiel mit dem Nichts, als hier. Teutsche Aeffinnen, die meinen, der Sünde, die sie fühlen, durch Französische Zierlichkeit etwas abdingen zu können, fallen nur desto tiefer in die Hölle; denn Satan ist der allerungeduldigste Gesell, ein verdecktes Blindekuh mit sich spielen zu lassen.

Doch genug. Ich scheine eine bittere Satire auf Ihr Geschlecht schreiben zu wollen; aber leider die

Wahrheit ist und bleibt Wahrheit. Ich habe unsre heutigen Weiber beschrieben, wie die große Schaar ist. Auch die Männer werden an den Reihen kommen, und es wird leicht seyn zu zeigen, daß unser Leben weder menschlich noch christlich ist, sondern daß wir uns in einen ärmlichen Lügenzustand von Halbheiten hineingeschroben haben, weil wir nicht ganz wahr und redlich zu seyn wagten. Doch Psychidion weiß, wie ich es meine, und, was oft unsere Klage gewesen, bedarf bei ihr keiner weiteren Entschuldigung.

---

## Vierter Brief.

Es sind wohl wenige meiner Zeitgenossen, welche die Wahrheit meiner obigen Schilderung nicht anerkenneten, obgleich sie mir hie und da etwas abdingen werden; denn allerdings sehen die Dinge zusammengenommen schlimmer aus, als sie in der Wirklichkeit scheinen, aber sie sind in der Wirklichkeit darum nicht minder schlimm. Daß die Sachen mit uns im Ganzen so stehen, begreifen wohl auch die meisten; aber daß wir einen ganz andern Weg einschlagen müssen, wenn es besser mit uns werden soll, das wollen wenige sich gestehen. Des Erziehens, Bildens, Abglättens ihrer Töchter, des Ausrüstens derselben mit allerlei guten Lehren, Grundsätzen und Moralien fürs Leben kann ihnen noch immer nicht genug werden, und wenn es ja hie und da über die Gebühr schief und ungerad geht, so meinen sie, es liege an nichts Anderm, als daß dabei doch noch etwas versäumt worden. Daß der Schaden anderswo tiefer sitzen müsse; daß unser ganzes Leben, daß das, was als unsere derzeitige Erleuchtung und Bildung, unsere Befreiung von

Zwang und Barbarei gepriesen wird, vielleicht nichts als Verkehrtheit und Aefferei ist, wer will es sich gern bekennen? Daß sie Knechte der erbärmlichsten Sünde sind und weder Freude noch Freiheit haben, das fühlen die meisten der Zeitgenossen. Bei uns haben sie nicht einmal den Muth des Südländers, sich aus dem Zustande einer unbestimmten Krankheit wenigstens leidlich herauszuhelfen, und ihrem Leben, wenn es nicht anders als sündlich seyn kann, Bestimmtheit und Abgeschlossenheit zu geben. Wir Nordländer sind einmal so, daß uns alles schlecht kleidet, wenn wir Treue und Redlichkeit als unsere unverlierbare Gesellinnen nicht mit ganzer Liebe festhalten. Sind Lüge und Sünde einmal in uns, wir treiben sie so leicht nicht wieder heraus, weisen ihnen, wenn wir das nicht können, nicht so kühn vor aller Welt einen bestimmten Platz bei uns an, wie jene. Auch die alten Griechen und Römer erklären den südlichen Karakter gegen den nördlichen. Entweder sündigten und genossen sie frischweg, oder, als sie in der sündlich gewordenen Welt nach etwas Besserm suchten, kämpften sie mit einem Ernst und einer Entsagung von Eitelkeiten und Genüssen, wovon Christen, die ein ganz anderer Geist erleuchten sollte, Warnung und Beispiel nehmen sollten.

Wo liegt denn eigentlich das Uebel, meine hol-

de Kleinen? Ihr wisset es wohl. Ihr habt schon lange, auch mitten im Gewirr und Getümmel der großen Welt, das leere Nichts gefühlt, das da am meisten ist, wo man ihm zu entfliehen meint. Durch euren Stand in alles Gepränge und alle Eitelkeit der Welt hineingerissen waret ihr bald in jener edeln Zwietracht mit ihr, wodurch nur schöne Seelen mit ihnen selbst in Eintracht zu kommen streben. Endlich seid ihr ihrer Nichtigkeit ganz entflohen, habt euch in den sichern Burgfrieden eurer Brust zurückgezogen, und spielet mit Engeln und Blumen und Träumen, womit ihr begannet, als ihr in dieses Land des Streites ausgesetzt wurdet. Ich erinnere mich noch des schönen Abends, als einer eurer Freunde mich euch zuführte. Ihr hattet von mir gehört, wußtet auch, daß ich ein Teutscher war; teutsche Sprache, teutsche Sitte war euch von eurem Vater her lieb, teutsche Bücher laset ihr vor allen Büchern gern: es wehte euch darin ein Sinn von Gott, Religion, und Treue an, ein Sinn von Einfalt und Liebe, der sich in unsrer Sprache allenthalben ausdrückt, und der gewiß einst mehr unter dem Volke war, als es heute erscheint. Ihr empfinget mich dann freundlich und anmuthig, wie ihr immer seid, und es erwuchs von jenem Tage an eine Gemeinschaft unter uns, die nichts auflösen kann, weil sie an nichts Auflöslichem hangt. Ihr waret jenen

nen Winter sehr krank, ihr waret das folgende Jahr noch kränkelnd; aber immer wurdet ihr jung und lebendig, sobald nur ein leiser Klang die Geschichten und Wunderträume unsrer alten Heimat berührte. Dann erblühte eine Begeisterung himmlischer Freude und Sehnsucht aus allen euren Zügen, und selig lauschte und horchte ich, wie kindliche Demuth und unbewußte Unschuld aussprachen und ausspielten, was Männer nie so zart und geistig aussprechen noch ausspielen können. Da lehrtet ihr mich, worin des Weibes Leben steht; da betroget ihr mich oft so glücklich durch den Hineinblick in ein höheres Daseyn um den Schmerz der irdischen Dinge, die mich zuweilen zur Verzweiflung bringen wollten. Da entstanden diese kleinen Reime; sie gehören euch, und ihr werdet sie freundlich wieder erkennen als ein schwaches Abbild eures Herzens:

Einfalt heißt das Himmelsmädchen,
Das mit Göttern räth und denket,
Das an unsichtbaren Fädchen
Stern' und Menschenherzen lenket;
Einfalt heißt die weiße Taube,
Die den Pfad dem Wandrer weiset,
Wo der Himmelsherold Glaube
Herrlich mit den Sonnen kreiset.

Un-

Unschuld heißt die zarte Blume,
Ungesehen, unvernommen,
Duftend still im Heiligthume,
Daß wir in den Himmel kommen:
Engel lauschen selig nieder,
Wo das holde Blümlein blühet,
Das uns von der Erde wieder
Zu den alten Göttern ziehet.

Stilles Herz im reichen Busen,
Selig lebt, wem du beschieden,
Du verstehst die Kunst der Musen
Und der Geister heil'gen Frieden,
Du verstehst die hohen Flammen,
Wodurch Menschen Götter werden,
Und in Einen Bund zusammen,
Lustig Himmel gehn und Erden.

Laß die himmlischen Gespielen
Nie von Dir, du Stille, weichen:
Höchsten Preis von höchsten Zielen
Mögen diese drei nur reichen;
Laß das Faß der Danaiden
Eitle Thoren rastlos füllen,
In des Busens Götterfrieden
Halte fest den frommen Willen.

Was ist das Weib? Diese Frage müssen wir thun, und uns beantworten, wenn wir die Wurzel des Uebels finden wollen, das wir eben geschildert haben. O du kleine süße Demuth, vergieb mir, Psychidion, daß ich so zarte und geheime Dinge, daß ich grade die Weiblichkeiten, von welchen gar nicht gesprochen werden sollte, in den Streit der Worte und Begriffe ziehe. Von etwas, das ewig verhüllt und geheimnißvoll bleiben soll, von dem Weibe und ihrer innigsten Natur, läßt sich nur in Andeutungen und Gleichnissen sprechen; denn jemehr man solches, was in sich selbst unerklärlich wie das Leben steht, zu erklären sucht, desto dunkler und unbegreiflicher wird es gewöhnlich. Solche Dinge, wenn sie sich ja andeuten und in dämmernden Umrissen umschatten lassen, bleiben doch immer Räthsel, die keiner lösen wird, als wer in seiner Brust den Schlüssel hat. Wahre Frauen werden mich hoffentlich verstehen, und nicht schelten; die es nicht sind, und die Männer, welche solche Frauen weder gesucht noch gefunden haben, werden Narr und Schwärmer rufen und tausend Beispiele und Beweise aus der Wirklichkeit herausgreifen, die der Menge triftiger sind, als was ich weiß. Wenn ihr, süße Kinder, mir doch den lebendigen Geist eures Lebens und eurer Gegenwart zusenden könntet, ja wenn ich dies in ein Gespräch mit

euch verwandeln könnte — dann sollte es wohl ein feines und fröhliches Evangelium der Weiber werden und der schönere Theil unseres Geschlechts sollte wohl sich selbst darin erkennen, und das Glück und die Freude da festhalten, wo sie allein zu halten sind. Ich habe euch, meine Kleinen, in vergangenen Tagen ein kleines Spiel gesandt, auch ein Reimenspiel; könntet ihr mir das Kindlein zurücksenden, wie ich es durch euch erkannte, so würde ich das Zarteste zart und das Geheime züchtig darstellen können. Ich muß das Kindlein wieder ansehen, ob es mir etwa jene heitere Ruhe und Klarheit brächte, ohne welche man keine hohen Dinge anschauen kann.

Es saß ein Kindlein im weißen Kleid,
Ein Kränzlein trug es der Herrlichkeit,
Von Rosen und Lilien schön gewunden:
Solche Blumen sind nicht auf Erden erfunden;
Auch war das Kindlein schön und süß,
Als käm' es aus dem Paradies.

Und wer das liebliche Kind ersah,
Dem wunderbarliche Lust geschah,
Als wär' er zum Himmel schon hoch erhoben,
Und hörte Gott Vater von Engeln loben,
Und säh die Stern' im Jubelring
Laut preisen den Schöpfer aller Ding.

Wohin das liebliche Kindlein kam,
All' Zwietracht plötzlichen Abschied nahm,
Und Liebe und Friede uud stille Freude,
Als wär' es schon Himmel, erfreut die Leute.
Das Kindlein lieb, das dies gethan,
Gleich Gottes Engeln all' empfahn.

Das Kind auf Erden die Unschuld heißt,
Im Himmel auch ist es hoch gepreist
Vor heiligen Mächten und hohen Thronen,
Die rings um den Höchsten im Lichte wohnen,
Wird Liebling Gottes dort genannt,
Ihm steht zunächst zur rechten Hand.

Denn alles Schöne geworden ist
Durch Kindereinfalt zu jeder Frist,
Die Sonnen und Monden und hellen Sterne,
Die leuchten und winken aus weiter Ferne,
Der Blumenkeim, das Menschenherz:
Drum will es alles himmelwärts.

Dies Kindlein hab' ich gekonterfeit
Mit seinem Kränzlein und weißen Kleid,
Daß Glaube und Sehnsucht der ew'gen Liebe
Euch brünstig zum Himmel der Freuden hübe;
Denn wer das Kindlein zu sich hält,
Dem ist das Herz gar wohl bestellt.

Besonders Kindelein fromm und zart,
Und holden Mägdlein von stiller Art,
Auch freundlichen Spiegel den reinen Frauen
Ich habe dies Bildchen gestellt zu schauen,
Daß drinn sie spat und frühe sehn
Und werden gleich der Unschuld schön.

Ich erzählte Ihnen oben, welch ein stilles und süßes Bild häuslicher Glückseligkeit und selbstgenügenden Lebens aus den biblischen Geschichten des Orients sich in meinem jungen Gemüthe angesetzt hatte, ein Bild, mir unbewußt wahrscheinlich aus der schönen und natürlichen Gegenwart erwachsen, die mich in der Gemeinschaft meiner guten und frommen Aeltern täglich umgab. Doch schließt, wie ich nun weiß, der Orientale sein Weib ein und sondert es von der Welt ab, und wenn er freundlich und lieb ist gegen sie, so hat sie ihm das wohl wenig zu danken, weil die Liebe, die sie ihm vielleicht aus vollem Herzen zurückgiebt, ihren schönen Preis verliert, da sie bei Mangel an Freiheit und Selbstbestimmung nie als freie Gabe des Herzens und ausschließliche Hingebung geschätzt werden kann. Indessen jene Menschen wollen in allen Dingen sichern Besitz und ruhiges Leben; romantische Liebe, geistige Schwärmerei des Herzens ist dem Morgenlande fast immer fremd ge-

geblieben, selbst damals fremd, als das Christenthum dort noch herrschte. Aber vergleichen wir dieses allerdings nicht menschliche Verhältniß der Geschlechter zu einander mit dem gewöhnlichen Leben und Treiben unsrer Menge, so schwankt die Wage der Entscheidung zwischen beiden, und jene beschränkte Ruhe mögte glücklicher und auch sittlicher scheinen, als unsere freie Unruhe. Sie haben wohl noch nicht vergessen, was ich über den Vorschlag jenes Parisers vom Jahr 1799 sagte. Wenn wir den Zustand der orientalischen Frauen Sklaverei nennen, wie sollte unsre Freiheit nicht siebenfältige Sklaverei gescholten werden? denn eine Freiheit ohne Gehorsam ist die ärgste Sklaverei. Wie es dem Weibe bei den Barbaren geht, das wissen wir aus der Geschichte früherer und jetziger Zeiten, das können wir noch alle Tage auch an jenen Barbaren sehen, die sich unter uns gebildeten oder übergebildeten Völkern auch in den feinsten Gesellschaften oft noch finden. Wo Gewalt für Recht geht, da muß der Schwächere dienen. Aber auch in dem feinsten und gebildetsten Zustande des Menschen bleibt noch die alte Erde, es bleibt die alte irdische und leibliche Mühe und Noth, es bleiben mehr oder weniger die Grundrisse der früheſteu Alter; die Elemente des inneren und äußeren Lebens und die Verhältnisse auch der Geschlechter gegen einander werden nur mehr abgeschliffen,

fen, auszulöschen sind sie nicht. Dieselben Leiden und Freuden, dieselben Lockungen und Begierden, dieselben Empfindungen und Neigungen, dieselbe Herrschaft und derselbe Dienst; nur die vermenschlichte Brust und die vergöttlichte Liebe soll irdische Plagen und nothwendige Bande, die auch die Edelsten und Freiesten zuweilen drückend fühlen müssen, milder und sanfter machen. Zu jener Weichlichkeit und Schlaffheit aber, worin wir alles verwandelt haben, zu jener Milde und Menschlichkeit, wie wir ein schlechtes Ding nennen, soll das Natürliche nie ausarten. Denn was der bessere Barbar vom Manne und vom Weibe verlangte, was ihm an ihnen würdig und recht hieß, das gilt bis auf den heutigen Tag. Der Mann soll seyn ernst, stark, tapfer, frei, lieber wild in das Leben hinein als scheu aus dem Leben heraus fliehend; er soll das Schwerdt des Schutzes und der Rache führen, er soll das Recht und die Freiheit behaupten und vertheidigen, er soll täglich gerüstet seyn zu Arbeit und Streit. Das Weib soll seyn mild, ruhig, freundlich, gehorsam, lieber scheu aus dem Leben zurück als wild in das Leben hinein dringend; sie soll das Bild der Sitte und Freude seyn, sie soll am stillen Herd in der einfältigen Gemeinschaft und Zucht ihren Kindern den lebendigen Beweis geben, daß es in dem engsten Kreise des

Lebens ein Glück giebt, das in dem weitesten nie gefunden werden kann.

Das Christenthum hat dem Weibe zuerst eine höhere Würde gegeben, es hat auch seine Freiheit als ein Recht geheiligt, das von schöneren Seelen und wenigen edleren Völkern früher schon hie und da zugestanden war, jedoch gleichsam immer nur bittweise. Aber was bedeutet jene Freiheit? Ist sie das, worin unser Leben sich aufgelöst hat, wo die Männer wie Weiber und die Weiber wie Männer einhergehen? ist sie das unsinnige Ding, das man in Bausch und Bogen gleiche Menschenrechte für alle genannt hat? Ja freilich meint man, daß sie das sei, und viele würden sehr zürnen, wenn man es leugnete und ganz einfältiglich fragte: wie können ungleiche Wesen gleiche Rechte haben? Denn jedes Recht beruht nur auf einem Naturtrieb, der sein gebührendes Gesetz verlangt. Ungleicher kann in gewisser Hinsicht aber nichts seyn, als Mann und Weib. Denn eben weil der Mensch in dieser unserer sichtbaren Welt mit dem weitesten Umfange ausläuft und in seiner hochbegabten Natur die entferntesten Gränzen der Dinge zusammenführt, so laufen auch die beiden Hälften Mann und Weib, aus welchen er bestehet, viel weiter aus einander, als bei den übrigen Lebendigen. In ihren verschiedenen Naturen stellen sie nicht allein die mannig-

nigfaltigen Triebe, Neigungen, Gesetze, und Schicksale der andern Kreaturen vor, sondern in ihrem inneren Leben, in den tiefsten und geheimsten Spielen ihres Verhältnisses zu einander, die allein durch Liebe hervorgelockt und in Liebe verstanden werden, in jenem wunderbaren Reitz und Gegenreitz, der nicht allein Menschen, sondern auch alle andere Geister schafft, erscheint das größte und höchste Geheimniß enthüllt: Gott, Welt, Leben werden durch nichts Anderes verstanden. Mann und Weib laufen am weitesten aus einander, gleichsam um den ganzen unendlichen Kreis der Dinge herum, um sich mit den äußersten Spitzen der Entfernung in schöpferischer Liebe und Freude auf das innigste zu vereinigen. Darum ist auch Liebe bis auf den heutigen Tag ein unbegreifliches Wunder; darum ist Liebe der Anfang und das Ende aller Dinge; darum ist Liebe der ewige Klang und Mitlaut aller Gefühle und Geschichten, sobald der Mensch sich in Liedern und Saitenspiel über das endliche Leben hinausschwingt. Wenn Unverstand und Verkehrtheit also von Anfang an in Eine Bahn hineintreiben, was eccentrisch in ganz verschiedenen Bahnen laufen soll, um sich durch eine wunderbare Bewegung, deren Regellosigkeit auf die höchste Regel hindeutet, endlich koncentrisch zu einander zu ziehen, so muß zuerst Ver-

wirrung, Unruhe, Eitelkeit, dann Sünde, Unheil, Tod entstehen.

Will man Mann und Weib mit den lebendigen Dingen der Erde vergleichen, so fällt der Mann mehr mit den Thiergeschlechtern, das Weib mehr mit den Pflanzengeschlechtern zusammen. Dort ist die unruhige Willkühr, die fürchterliche Begierde, der Streit und der Krieg: hier ist das gleiche Gesetz, die stille Sehnsucht, die Freude und der Friede. Weil das Leben des Mannes nach außen dringt und nach außen dringen soll, weil es überhaupt ein Gleichniß der Bewegung und des Kampfes der Dinge ist, so lassen seine Grundlinien sich viel fester und bestimmter ziehen, als die Grundlinien des weiblichen Daseyns. Der Mann ist ein Bild der einzelnen Dinge, das Weib ein Bild der gesammten Dinge, oder der Welt, das Gleichniß der göttlichen Ruhe, des Lebens an sich. Das Weib kann also nur gesehen und angedeutet werden, wie alles geheimste Leben, ja wie Gott selbst, und mit weiten Beschreibungen und Erklärungen berühren wir immer nur mehr seinen Schein, als sein Seyn. Wie Gott an der bewegten Welt offenbar wird, so wird das Weib offenbar an dem sich bewegenden Manne. Aber freilich es giebt ein anderes seliges Verständniß der Dinge, welches aller Worte entbehren kann

und

und welches sich uns nur aufthut, wenn unser ganzes Gemüth am klarsten und heitersten in uns selbst zurücksinkt. Wie wir Gott am schönsten und fröhlichsten suchen in der freundlichen Stille der Natur, wo alles Leben nur mit dem leisesten Pulse sich kaum zu regen und zu athmen scheint, so sehen wir das Weib zuweilen in der stillen Einfalt und frommen Huld ihres spiegelhellen Daseyns verklärt vor uns. Dann scheint es uns — was es ist — ein höheres und göttliches Wesen; wir selbst sehen uns klar in dem Gegenspiegel unsrer Natur, und fühlen beschämt, wie glücklich und herrlich wir seyn könnten, wenn wir das Weib seyn ließen, wie Gott es gemacht hat.

Dies Spiel mit Gleichnissen, meine lieben Kinder, soll kein bloßes Spiel seyn. Gott ist die letzte geheime Zahl in der Weltauflösung, ohne welche kein Facit herauskommen will; er ist die letzte Idee, der letzte Schein des Nichts und des Alles, ohne welchen das All wirklich Nichts wäre. Er scheint wirklich nur wie ein einzelner Strahl durch das bewegte Leben hinzufahren, scheint nur wie ein loser, immer aufgehender und immer wieder untergehender Grund unter dem Ganzen zu liegen; aber doch besteht das Ganze nur durch ihn, und verliert Haltung, Glanz, Licht, und Leben, so wie wir ihn von uns scheiden lassen. So steht das Weib wirklich da gegen dem Men-

schenleben, oder gegen dem Mann. Die Bewegung, der Streit, und das Getümmel der Dinge ist in der That bei dem Manne; er scheint alles allein zu thun, zu erhalten, und zu beleben; die äußeren Dinge scheinen auch ohne das Weib fortgehen zu können, ja, wenn man nur diese ins Auge faßt, so scheint die Welt ihrer entübrigt seyn zu können, wenn sie nicht nöthig wäre zum Kindergebähren. Aber dieser handelnde, herumgetriebene, wild und wüst gewordene Mensch bedarf seiner Ruhe, wo er sich sammle, er bedarf eines Bildes von Leben gleichsam jenseits oder über allem Leben, um zu seinem eigentlichen Daseyn aufzuwachen; er wäre nie etwas Anderes geworden, als ein reißendes und unstätes Thier, wenn Milde und Huld ihm nicht in dem Weibe gezeigt wären. So wuchs die Sehnsucht der Liebe in seiner starren Brust, und aus dieser Sehnsucht wuchsen alle andere Sehnsuchten und Triebe nach dem Himmel, und die alten Urbilder himmlischer Schönheit, die süßen Erinnerungen der alten Heimath der Götter und Seelen stiegen aus der Tiefe seines Herzens empor. Der Glückliche erkannte nun Gott und sich selbst.

Was finden wir aus diesen Gleichnissen und Aehnlichkeiten, ja aus diesen Wahrheiten, die immer aus unserer Brust hervorquellen, sobald wir wirkliche Menschen vor uns sehen? Wir finden, das Weib ist

wie

wie Gott ein unbedeutendes, kleines Ding in der Außenwelt. Wenn beide auch als der höchste Schein des Lebens zuweilen darin aufblitzen, so trägt diese Außenwelt sich doch auch ohne sie so ziemlich fort mit ihren rohen und wilden Kräften. Die Zeit mag kommen, wo das Bild von Gott und von Weiblichkeit dem Menschen auch lebendiger und leuchtender aus der ganzen Natur entgegenspringen wird; aber noch ist jenes Zeitalter fern: denn mit ihm würde das Ideal von ewiger Freude und ewigem Frieden verwirklicht seyn. Man kann auch sagen, wie Leben und Geschichte in Ausübung und Ansicht dadurch verkehrt und kümmerlich geworden sind, daß man Gott zusehr unmittelbar hat einspielen und ihre Fäden auf- und abspinnen lassen, so ist beiden gleiches wiederfahren, seitdem die Weiber aus ihrer heitern Stille und Ferne von dem Lärm und Schmutz des äußeren Lebens sich dahin gedrängt haben, wo sie nie eine Rolle spielen sollen. Nicht im Leben, nicht unter den Männern soll das Weib stehen, sondern — wenn ich so sagen darf — an dem Leben und an dem Manne.

Sie ahnden wohl, was ich sagen will. Das Weib soll stehen an dem Leben. Unbewußt der wilden und fürchterlichen Dinge, des blutigen Mordens und der tückischen Zwietracht, die sich draußen in Siegen und Niederlagen zerraufen, und Faust gegen

gegen Faust, Stirn gegen Stirn, und Herz gegen Herz stellen; unbewußt der Listen, Tücke, Verrathe, Sünden und Verbrechen; unbewußt der Lockungen und Verführungen, durch welche Männer sich mit immer wieder aufgerissenen Wunden durchschlagen müssen; unbewußt sogar des Reitzes der Lockung nach jenem verbotenen Lande hin soll das Weib sich kaum lauschend an die Gränzen desselben wagen, und um sein Haus und seinen Garten und um die leichten Spiele und Arbeiten und Sorgen derselben sich gleichsam einen Blumenzaun ziehen, einen leicht übersteiglichen, der aber durch seine Schönheit warnt: „gehe nicht über „mich hinaus, liebes Kind, denn etwas Schöneres „findest du nicht, als ich bin; und willst du dann „auch mit Thränen und Reue wieder zurück, so fin„dest du mich nicht mehr: ich bin in einen Dorn„zaun verwandelt, du mußt dich in den Dornen zer„reißen, und auch durch dein Blut werde ich nicht „wieder eine Blumenhecke.„

Das Weib soll stehen nicht unter den Männern, sondern an dem Mann. Das deutet auf Abhängigkeit und Anhängigkeit. Allerdings. Auch der Stamm und die Zweige tragen die Blüthe, man sagt: die Blüthe sitzt am Baum; aber die Blüthe ist gewiß nicht schlechter, als Stamm und Zweige, ja viele sagen, sie ist schöner,

als

als jene beide. Indessen so ist jetzt die Welt, daß alles erschrickt, sobald man das Wörtchen Abhängigkeit, ja Anhängigkeit nur nennt; alles will herrschen, niemand will dienen, und die Majestät und Göttlichkeit, und die noch göttlichere Freiheit, die in Gehorsam und Liebe ist, will keiner mehr anerkennen. Wann Eitelkeit, Verdorbenheit, und Ohnmacht der lebendigen Triebe eingetreten ist, so strebt alles nach Herrschaft und Gewalt, und eine ächt aristokratische Schätzung entwürdigt den Sinn und das Leben der Menschen, überspringt alle ewigen Gesetze der Nothwendigkeit und Zucht, und macht auch blind für das Gefühl und Verständniß der allgemeinen Natur und für die Großheit und Milde, womit sie alle ihre Kinder behandelt. Denn das ist das stille Gesetz der Welt, das ist die stille Nothwendigkeit, woraus die glückliche Freiheit erwächst, daß in der großen Naturgemeinschaft alle Dinge indifferent, d. h. gleich geschätzt, sind. Da ist der Dornstrauch nicht schlechter geachtet als die Eiche, der Zaunkönig nicht geringer als der Adler. Denn die große Mutter Natur hat in ihrer reichen Liebe Raum für das Glück und die Freude eines jeglichen ihrer Kinder. Aber jedes Ding in ihr hat sein ewiges Gesetz, aus welchem es nicht herausgehen kann, ohne aus der Glückseligkeit zu gehen. Ihre willenlosen Kinder scheinen von der Ord-

nung nicht zu wissen, nach welcher sie leben und sterben; sie leben, solange sie leben, in völlig unschuldiger Freude, hingestellt, wie es scheint, in dieser süßen Bewußtlosigkeit als holde Zeichen stiller Glückseligkeit und Genüge, woran die willenvollen Geschöpfe sich besinnen und ihres Lebens Gesetz richten und bewahren sollen. Zwischen diesen Willenlosen (Bäumen, Pflanzen, Steinen u. s. w.) und den Willenvollen (den Menschen) stehen die Thiere in der Mitte, einige durch einen sichern Trieb, eine Dämmerung von Vernunft, die wir Instinkt nennen, eben so glücklich und unschuldig geleitet und gehalten, als Blumen und Pflanzen, andere schon in wilden Leidenschaften und Gelüsten fortstrebend. Diese letzteren, zu welchen fast alle Geschlechter der reißenden Thiere gehören, könnten dem Menschen auch warnende Spiegel seyn, wenn er sich an den zahlreichen Brüdergeschlechtern spiegeln wollte. Hier kann er alle seine gewaltigen und verderblichen Leidenschaften, die er gern heroische nennt, hier alle die niedrigen und knechtischen Triebe wieder erkennen, die in seiner eigenen Familie wüthen. Grausamkeit, Rachsucht, Wohllust, Gewalt, Hinterlist, Schadenfreude, Bosheit, Feigheit, Hohn, mit ihren mannigfaltigen Nebenphysiognomien, begegnen ihm unter ihnen auf jedem Schritt, und wenn sie ihm oft wie verwandelte lasterhafte Menschen bedünken,

ken, so dünken ihm die schlechten Theilhaber seiner eignen Gestalt oft Thiere, die eben auf dem Sprunge sind verwandelt zu werden, so viele Affen, Katzen, Wölfe, Füchse, Böcke, Bären lauren, grinsen, greinen, und brummen ihn oft unter Menschenlarven an. Der Mensch, das Geschöpf mit Willen und Selbstbestimmung, wie er sich so gern nennt, hat als der höchste Träger und Vertreter der irdischen Welt gewiß auch etwas von dem Gesetz, nach welchem die andern bestehen und leben; er hat gewiß etwas jenem unbewußten Gesetz der Pflanzenwelt, jenem sichern Instinkt der Thierwelt Aehnliches, das seine Eitelkeit nur immer unwillig anerkennen will; und wenn er meint, in seinem Willen bestehe alles und durch ihn mache er selbstmächtig sich und sein Leben, so sollte er doch nicht vergessen, daß er aus zwei Theilen besteht, aus Mann und Männin, die in viel weiteren Abständen von einander abweichen, als die übrigen Geschöpfe. Denn will der Mann, der stolze und wilde, nicht verstehen noch eingestehen, daß es etwas giebt, wodurch er seinem Leben eine weit größere Herrlichkeit und Stärke geben könnte, als durch seinen sogenannten Willen, so braucht er doch nur die Männin, sein Weib, die milde und zarte, anzusehen, um inne zu werden, daß sie ihr Leben schon verloren hat, wann sie sich auf das stü-

gen soll, was er an sich Willen nennt. Zwar der Mensch hat keinen thierischen Instinkt, weil er hoch über dem Kreise der Thiere steht; aber in seinen Kindern, wenn er ihre Unschuld zu betrachten das Aug und die Zeit hätte, in seinem Weibe könnte er eine Aehnlichkeit des Instinktes gewahren, ein Gesetz stiller Nothwendigkeit, dem er, um glücklich und gut zu werden, seinen Willen gehorsam unterwerfen sollte. Mit seinen Ansprüchen auf Willen und mit dem Begriff seines Willens selbst dreht der Eitle sich doch nur in einem lächerlichen Kreise herum. Ihm ward Willkühr gegeben, eine Wahl zwischen dem Guten und Bösen; aber ihm ward auch Vernunft gegeben zu vernehmen, was dieser Wille thut, und ihn an straffen Zügeln zurückzuziehen, wenn er sich anmaaßt da frei seyn zu wollen, wo es für Menschen keine Freiheit mehr giebt. Denn will der Thor nicht vernehmen, grade durch diese göttliche Vernunft nicht vernehmen, daß sein erster Wille seyn soll, Gehorsam zu ehren, so fährt er nur in den wilden Trieben jener reißenden Thiere hin, deren widerliche Aehnlichkeit mit uns wir eben berührten. Sobald er sich nemlich selbst vernimmt, d. h. sobald er wirklich vernünftig wird, gewahrt er sogleich, daß er, das göttlichste und herrlichste aller Geschöpfe auf Erden, wie frei er sich auch dünke, rings von Schran-

ken umschlossen und durch eine weise und liebende Nothwendigkeit in eine sehr einfache Ordnung gestellt ist, durch deren Anerkennung und Beobachtung er allein glücklich werden mag. Bildet er sich ein, daß er durch seinen Willen, seinen Verstand, oder wie seine Kraft und seine Kunst heißt, sich selbstmächtig sein Gesetz setzen und sein Schicksal bestimmen könne, ohne daß er kindlichgläubig und frommgeduldig die Natur und ihr Leben und Weben in allen seinen verwandten Familien belausche, so begegnet ihm, was unsern Zeitgenossen mit Recht begegnet ist: seine Eitelkeit stürzt ihn in jene unselige Ohnmacht und Verwirrung, worin die Welt jetzt untergehen will.

Dem Gehorsam gegen die Natur hatte der Mann sich eigenmächtig entzogen, er glaubte sich so mündig, auf eigener neuer Fahrt ein hochgeistiges Leben, wie er es nannte, steuern zu können. So verlor er zuerst Haltung und Beständigkeit, und also auch das, was er so gern seinen Willen nennt, und dann riß er auch das Weib in seine Gesetzlosigkeit und Unzucht mit hinein. Denn so ist die Einrichtung der Natur, daß der Mann das Bild des Maaßes seyn soll, woran das Weib inne werde, wo sie steht und was sie seyn soll. Da er aber keinem Gesetze gehorchen wollte, so konnte sie kein Gesetz anerkennen, und beide schwankten in jener Maaßlo-

sigkeit

sigkeit fort, worin wir sie nun so hülflos und so sündlich erblicken.

Doch ich komme nach langem Umschweif wieder zurück auf die gefährlichen Wörtlein Abhängigkeit und Anhängigkeit. Nur das Wort Sklaverei hat eine häßliche Bedeutung, keinesweges das Wort Dienst, und doch gebärden die Leute sich, so wie man es nur ausspricht, als bezeichne Dienst durchaus etwas des Menschen Unwürdiges. Sklaverei heißt der Zwang, den ein Mensch dem andern auflegt gegen die Ordnung der Naturgesetze: die Natur erkennt keine Sklaverei; Dienst aber ist ein großes Wort, kein Ding bestehet ohne Dienst, ja das ganze All der Dinge ist in einem ewig wechselseitigen Dienst, also in einer ewigen Abhängigkeit von einander. Ja sogar ist das ein unverrückliches Gesetz der Nothwendigkeit, daß, jemehr einer Lust hat zu herrschen und sich nach außen auszubreiten, desto mehr auch seines Dienstes und seiner Abhängigkeit wird. Aber die Natur ist ein rechtes Gemeinwesen, sie erkennt keine Tyrannen und Despoten: einer für alle und alle für einen das ist ihr großes Gesetz; nie ist eine aristokratische Rangordnung gewesen in ihrem Reiche, und wenn es einen Schein davon giebt, so hat der eitle Mensch ihn hineingebracht. Ihre Verfassung

fassung ist die eines guten und frommen Hauses, welcher alle Verfassungen immer ähnlich bleiben sollten; sie ist die älteste Patriarchin, und wenn sie Erstgebohrne hat, so sollen ihre jüngsten Kinder doch nicht Knechte seyn.

Doch ich ermüde euch, meine lieben kleinen Kinder. Ich schließe also für heute, und erzähle morgen mehr.

---

## Fünfter Brief.

Wäre das Weib wirklich abhängig vom Manne, so wäre darin weder Unglück noch Schande. Denn wie leicht könnte ich zeigen, daß der Mann wieder in tausend Fällen von dem Weibe abhängig ist, ja daß beide Mann und Weib von tausend und zehentausend schlechteren und kleineren Dingen, als sie sind, abhängen. Doch das brauche ich meinen beiden klugen Kindern gar nicht weiter zu beweisen; sie wissen es wohl, denn sie haben ja schon über dreißig Jahre auf der Erde gespielt. Von den rohen Völkern sprechen wir nicht, noch von den rohen Klassen bei gebildeten Völkern, wo wer die besten Fäuste hat auch der Erste und Beste zu seyn scheint und die Gewalt thierischer Uebermacht übt. Unser Weib ist gar nicht abhängig von dem Manne, sie steht in gar keinem Dienstverhältnisse, als in dem, wo das Gesetz der Natur ihr gebietet. Nur das Verdorbene und Verwirrte kann da murren; denn was würden wir sagen, wenn das Roß sich beklagte, daß es keine Flügel trage? der Veilchenbusch,

daß

daß er nicht mit Dornen versehen sei wie der Rosenstrauch? Aber knechtisch abhängig wird sie von dem Manne und der Mann von ihr, sobald beide über die Gränzen hinauswollen, die ihnen weise abgemarkt sind; denn da treten sie aus milder Naturgewalt in die strenge Gewalt der Willkühr: sie treten in die Gewalt des Menschen. Denn will das Weib das Schwerdt greifen, sich auf den Richtstuhl setzen, sich auf Landstraßen und Gaukelbühnen mit der Menge umtreiben, will sie sich in alle Gefahren und Verführungen der Sünde stürzen, ohne die Kraft sich herauszuhelfen — dann freilich muß der Mann, der ihr sonst ruhig und freundlich gegenüber stand und an ihrer Lebensgränze in seinem wilden Laufe so liebend und glücklich anhielt, den Gebieter machen, er muß sie mit Gewalt zurücktreiben von einer Bahn, die ihm allein geöffnet ward und deren Anfang sie an seiner Hand nur zuweilen schüchtern kaum belauschen gehen sollte. Tritt dieser Zustand ein, so beginnet freilich der Streit; denn ist das Weib lüstern geworden, so will sie von dem verbotenen Baum essen, und wird davon essen, wenn du ihr auch alle Ungeheuer und Schrecken rings um seinen Stamm stelltest. In diesem traurigen Streit mischen sich die beiden verschiedenen Naturen des Menschen schwächend und verwirrend

in einander, alle Verhältnisse werden gestört, alle Gefühle und Begriffe verwirrt, es wird ein Gemisch wie das eines Despotenstaates, wo die Unterschiede der Herren und Sklaven freilich am glänzendsten gesehen werden, wo aber der Knecht heute dem auf dem Nacken steht, vor welchem er gestern noch hündisch im Staube kroch. So schnell wechseln die Rollen von dem einen zu dem andern. Bleiben aber beide, Mann und Weib, in ihren Naturschranken, so hängt zwar das Weib von dem Manne ab, sie fürchtet seinen Ernst, wenn nur ein Funke von Neugier oder Lüsternheit sich regt, in die weite Wildheit hinaus zu wollen, ja sie bedarf seines Schutzes und Schirmes, seiner Warnung und Strenge, um sich glücklich in ihrer Gränze zu behaupten. Aber wie viel mehr hängt nicht der Mann ab von dem Weibe! Wenn er auf dem wilden Strom des Lebens in mancherlei Lust und Unlust umhergetrieben ist, wenn Arbeit und Sorge, Krieg und Getümmel ihm Besinnung und Selbstmaaß genommen haben, wenn Ueberreitz und Ueberspannung ihn unter den bewegten Kräften des Lebens fast wieder in eine rohe und willenlose Kraft verwandelt haben — dann lehnt er sich auf die Hülfen des stillen und milden Weibes, und flehet von ihrer Heiterkeit und Liebe Geduld, Maaß, und Ruhe, ja er flehet um die in der Wildheit verlorne Vernunft:

er

er kann nur bei ihr wieder erkennen, daß er ein Mensch ist. Sie, die immer klare, heitere, besonnene, hält den Wilden dann ganz in ihrer Gewalt. Schon der Reitz des leiblichen Liebesgenusses treibt ihn mächtiger zu ihr, als sie zu ihm; aber ihre unsichtbare Uebermacht liegt in jenen stillen Reitzen, in jener schönen Mischung von willenlosem und willenvollem Daseyn, wodurch sie ihm nicht allein als eine Mittelkraft zwischen ihm und der Gottheit, sondern auch als eine größere Gottähnlichkeit dasteht, als der edelste und einfältigste Mann je haben kann. Sie ist wirklich der Amor der alten Fabel, der den Löwen an einem Zwirnfaden zügelt und den Vogelgreif wohin er will durch die Luft treibt. Jetzt sind wir dahin gekommen, daß der Faden ein Ankertau geworden ist, der Löwe fühlt oft, daß er gebändigt werden soll, und es entsteht ein böser Krieg, wobei Amor wenigstens auf Augenblicke unterliegt und wobei immer die holde Täuschung verschwindet, worin beiden Lust und Spiel ward, was nun oft als Absicht und List aussieht.

Ich werde nun von selbst auf das Gleichniß zurückgeführt, das ich oben gebrauchte, und das mehr als bloßes Gleichniß ist. Ich sagte nemlich: „Der „Mann ist das Bild der einzelnen Dinge, das Weib „das Bild der gesammten Dinge, oder der Welt, „das Gleichniß der göttlichen Ruhe, des Lebens an

„sich.

„sich. Das Weib kann also nur gesehen und an„gedeutet werden wie alles geheimste Leben, ja wie „Gott selbst. Wie Gott an der bewegten Welt offen„bar wird, so wird das Weib offenbar an dem sich „bewegenden Manne.„ Weiter unten sagte ich: „das Weib soll stehen an dem Leben, und an dem „Manne.„ Was es heißt das Weib soll stehen an dem Leben habe ich eben zu zeigen gesucht, wie solche Dinge gezeigt werden können. Was heißt: das Weib soll stehen an dem Manne? oder was ist das, was ich auch seine Anhängigkeit nannte?

Gott tritt nicht immer in das bewegte Leben hinein, er zieht sich in die tiefste Ruhe desselben zurück, und erscheint den Sterblichen nur an seinen äußersten Gränzen, oder, wann sie am besonnensten und seligsten mit sich selbst sind, leuchtet er ihnen wie ein milder Glanz aus den hundertmaltausend Augen aller Lebendigen auf Augenblicke entgegen und läßt sie in einem süßen Traume und stillen Staunen, auf daß sie lernen, wer sie sind. Träte er in seiner ganzen Wahrheit und Herrlichkeit je vor sie, sie würden in derselben Minute vor Entzücken vergehen und sterben. In diesem Sinn sagte ich, daß das Weib, als ein milderes Bild des Göttlichen, nur an die Gränze des äußeren Lebens trete, daß es, wie Gott

in der bewegten Welt vergessen wird und entbehrt werden kann, in diesem getümmelvollen und wilden Leben auch scheint entbehrt werden zu können. Und in der That darin scheint das Weib nur als das letzte Glied des männlichen Strebens und Wirkens zu stehen, es verschwindet darin wie ein bedeutungsloses Nichts, und hat dort wirklich keine leibliche Schätzung, solange noch keine geistige Schätzung in die Welt gekommen ist: es scheint da nur ein Anhang des Mannes. Aber wie Gott als das letzte Geheime und Verborgene in dem tiefsten Grunde des Seyns liegt und alle andere Kräfte ohne ihn todt und nichtig sind, so ist auch des Mannes Leben ohne Würde, und ohne Bewußtseyn und Erklärung seiner Würde, wenn dieser schöne Anhang, der vielen so scheinlos und so bedeutungslos an dem äußeren Leben zu hangen scheint, das innere Leben nicht in Unschuld und Liebe trägt. Das Weib ist dem Manne, oder — was Eins ist — der sittlichen Welt der Glaube, die Hoffnung, die Liebe; sie ist sein irdischer Gott: und in dem schönsten aller Verhältnisse, wovon sich nun nichts weiter sagen läßt, erheben sich beide zu dem himmlischen Gott.

Wir wissen jetzt das Verhältniß des Weibes zur Welt und zum Manne; aus diesem Verhältnisse ahnden wir nun, was des Weibes Natur ist. So

wie in ihr ein Bild ist des tiefsten Grundes des allgemeinen Lebens, oder Gottes, so ist in ihr auch ein Bild des höchsten sittlichen Lebens, oder der Tugend. So wie der Mann das Bild der einzelnen Dinge ist, so ist er auch der Träger und Darsteller vieler einzelnen Aeußerungen der Tugend, was man Tugenden nennt: und es ist doch nur Eine Tugend; das Weib aber als Bild der gesammten Welt ist auch immer mehr die Trägerin und Darstellerin der ganzen Tugend. Die Anerkennung hievon geht durch die gewöhnliche Sprache: man sagt nicht von dem sündlichen Manne er hat seine Tugend verloren, wohl aber von dem sündlichen Weibe. Nicht daß nicht auch das Weib einzelne Aeußerungen der Einen untheilbaren Tugend an sich trage; aber sie können im Leben nicht so vortreten und vorscheinen, als die des Mannes, und werden daher weniger gezählt und bemerkt. Tapfer, muthig, klug, arbeitsam, freiheitliebend, großherzig, standhaft, todverachtend sind edle Frauen wie edle Männer; aber diese Tugenden liegen am meisten in dem Schein des getümmelvollen Lebens, wohin die Weiber nicht gehören, und wenn sie dieselben auch oft in größerem Maaße üben als die Männer, so werden sie weniger gesehen. Wie heißen aber Weibertugenden? Unschuld, Einfalt, Frömmig-

keit, Demuth, Sanftmuth, Bescheidenheit, Sittsamkeit, und wie die schönen Namen vielfach klingen. Sie hören, meine liebenswürdige Freundin, daß ich lauter weibliche Göttinnen nenne, die sich dicht mit dem Isisschleier verhüllt haben, die nur genannt, aber nicht erklärt werden können: es sind die unbekannten und unsichtbaren Götter des Apostels, wofür uns Worte und Begriffe fehlen, sobald wir mehr von ihnen wollen, als sie im Glauben sehen und anbeten. Es ist der vielfache Glanz der Einen Tugend, die in mancherlei Farben und Schatten an dem Weibe hervorblüht, deren Strahlen aber alle in Eins zusammenfallen, so daß das eine ohne das andere gar nicht gedacht werden kann. Es wäre schlimm, wenn der wackere Mann diese Tugend nicht auch hätte; aber sie erscheint an dem Weibe in reinerer Klarheit, als an ihm: in dem geringeren Außenleben trägt er die geringeren Farben der Tugend an sich, er zeigt das, was man Tugenden nennen kann und wirklich so nennt. Schon die alten Heiden antworteten auf die Frage: Welche ist das beste Weib? Diejenige, von der man am wenigsten spricht. Auch haben Männer, die wirklich Männer sind, das natürliche Gefühl, von den würdigsten, frommesten, und einfältigsten Frauen fast gar nicht zu sprechen, am wenigsten von sogenannten

weib-

weiblichen Tugenden zu sprechen; sie fühlen, woran ein Mann bei Weibern auch unbewußt immer erinnert werden soll, sie fühlen jene heilige Schaam in sich, die als ein zartes Engelkleid um alle weibliche Schönheit und Huld gelegt ist. Von den guten Eigenschaften und Tugenden der Männer können sie viel sprechen, denn sie hangen an Thaten, sie lassen sich an dem Eisen und Stein, an dem Wasser und Erdkloß, an der Arbeit und dem Krieg der Welt vielfarbig und mannigfaltig zeigen und haben an dem Leben die Majestät der großen Mutter abgelegt, aus deren Sonnenmeer sie als unendliche Strahlen einzeln in die Welt hinausgeschossen sind.

So fällt uns denn mit der Einen Tugend auch der Eine Gott in dem Weibe von selbst wieder zusammen, das stille, unerklärliche, unbewußte Daseyn, worauf alles ruhet und wohin alles zurückkehrt. Denn Gott und Einfalt sind dieselben Dinge, beide gleich unerklärlich: wo sie gezeigt werden können, da erscheint ihr Kleines, d. h. ihre Wirkung. Was die alten Heiden schon sagten, was die Mystiker noch sagen: Ich bin Gott, Du bist Gott, das fühlt jeder Gute und darf es auch sagen, wenn er so selig ist, daß das Bewußtseyn des vereinzelten Lebens und der vereinzelten Tugend — was wir Tugenden nennen — ihn auf Augenblicke verläßt.

Das Weib trägt also das Bild des bloßen Daseyns, des Lebens außer jenem Leben, das gewöhnlich Leben heißt, oder das Bild des eigentlich göttlichen Lebens. Es weiset dem Manne die Glückseligkeit und die Tugend, aber es kann sie so wenig bewahren ohne den Mann, als wenig der Mann sie ohne das Weib erkennen und gewinnen kann. Die Liebe, von einem höheren unbewußten Triebe und Bedürfnisse durchdrungen, schließt zuerst die Blume des ganzen weiblichen Wesens auf, und im irdischen Genuß wird beiden auch der Himmel gegeben; das Sterbliche stirbt tausendmal im innigsten Liebesdurchdringen der beiden Naturen, und in den Augenblicken, wo sie Wesen erschaffen, die zugleich irdisch und himmlisch sind, werden sie von dem höchsten Bewußtseyn des geistigen Lebens durchflammt, und so wird, was niedrigen Menschen das Gemeinste ist, edlen Menschen das Göttlichste. Die heilige Flamme, die sie durchdringt, rollt mit ihnen gleichsam durch alle Adern der lebendigen Welt, und aus dem geistigen Leben, das sie in der seligsten Selbstvergessenheit und Selbstvernichtung ausströmen, flattern tausend lebendige Geister in ihnen empor und enträthseln ihnen die Träume und Wahne und Ahndungen, die ihnen sonst auf immer unerklärlich geblieben wären. So wird eine ewige Schöpfung von Geist aus Geist, von Seligkeit aus Seligkeit,

und

und von Tugend aus Tugend; so verbindet sich das bewegte Leben mit dem ruhenden, der Dämiurg mit der Materie, und die einfachen Kinderverhältnisse der uralten Welt stellen sich von selbst wieder her; so schwebt aus dieser schönen Vereinigung jenes Ideal des vermenschlichten und vergöttlichten Menschen hervor, wo die mit irdischen Leibern umhüllten Geister und Götter sich von Geschlecht zu Geschlecht immer mehr loswickeln, je inniger sie sich mit dem vollen Leibe der Natur vereinigen: jene Hoffnung der Frommen und Seher, daß endlich aller Stoff vom Geist durchdrungen und die Zwietracht der Geister und Leiber, die Jahrtausende gewährt hat, im ewigen Frieden werde geschlichtet werden.

Alle Völker, sobald sie zu einigem Sinn erwacht sind, haben in dem Weibe mehr das Angebohrne und von Ewigkeit Bestimmte gesehen, als in dem Manne, der als der Kämpfer und Träger des bewegten Lebens ihnen oft die Kraft und das Recht einer größern Selbstbestimmung zu haben schien, als ihm vielleicht gebührt. Der Mann hatte und übte seinen freien Willen im Guten und im Bösen; aber wie das Weib einer unbekannten und unmittelbaren Nothwendigkeit zu dienen schien, so ward sie von dem Manne oft unter einen Zwang seiner Willkühr gestellt, die kein Naturgesetz ihm erlaubte. Indessen bei allen Völkern,

wie

wie verschieden auch die Lage und der Zustand des Weibes bei ihnen seyn mogte, drang das Unmittelbare, das Uranfängliche, das Göttliche, das aus diesen holden Menschenbildern leuchtet, doch zu hell hervor, als daß es sie nicht zuweilen wunderbar getroffen haben sollte. Das stille Daseyn; die selige Selbstbeschauung; der helle und kindliche Blick, womit des Weibes Einfalt die Schatten der Vergangenheit und die Hüllen der Zukunft durchdringt; die überirdische Sehnsucht und alle überirdische und unbegreifliche Träume, Erinnerungen und Hoffnungen, die dem Manne nicht allein von dem stillen Himmelsgewölbe des weiblichen Antlitzes entgegenleuchteten, sondern die ihm in der innigsten Liebesvereinigung wie geistige Blitzleuchtungen vorüberfuhren — dies alles ließ ihn in dem Weibe schon frühe etwas Sehergleiches und Prophetisches ahnden, etwas, das mit dem Uranfänglichen und Geheimsten, was er so gern wissen mögte, eine innigere und vertrautere Gemeinschaft habe, als er in sich empfand. Nicht bloß unsere Väter, die alten Germanen, hatten ihre Alrunen und Velleden, welche Orakel sprachen; sondern bei allen Völkern, bei welchen das Weib nicht zur Sklavin erniedrigt war, finden wir Isis und Pythien und Sibyllen, Stimmen unsichtbarer Mächte und göttlicher Geheimnisse. Auch das Christenthum erkannte und

ehrte dies. Es erwuchs recht eigentlich aus der Sünde und dem Elend der Welt, es wandte sich zunächst an die Kleinsten und Niedrigsten im Volke, an die Verachteten und Unterdrückten, und durch die Lehre von Einem Vater, Einer Kindschaft, Einem Glauben, und Einem Recht aller Menschen erhob es auch das Weib zu der Würde, welche die rohe Gewalt, die bisher geherrscht hatte, bei den meisten Völkern der Erde kaum als eine Gnade verlieh. Freilich währte es lange, ehe dieser Geist, der ursprünglich im Christenthum liegt, wirklich in die Welt durchdrang; aber sein allmäliges Wirken ist in der Geschichte gar nicht zu verkennen. Unter allen Erdenwesen, nachdem Christus wieder zu Gott gegangen, war es ja ein Weib, das die höchsten Ehren getragen hatte, welche je einem Sterblichen zu Theil geworden: die Jungfrau Maria hatte einen Gott gebohren. Diese erhabene Gestalt idealisirte sich in der christlichen Kirche von Jahrhundert zu Jahrhundert mehr und mehr, und andere Frauen und Jungfrauen, die in der ersten stolzen Schwärmerei der gedrückten Kirche die Märtyrerkrone verdient hatten, warfen auf das ganze Geschlecht einen vielfachen idealischen Glanz. Begeisterung der Liebe und Unschuld, Demuth und Geduld, Entsagung irdischen Genusses, Sehnsucht nach himmlischer Reinigkeit, und Bewahrung irdischer Reinheit

bis auf die große Todesprobe — solches Bild ward den christlichen Frauen in dem Leben der heiligen Jungfrau und in ihren vielen hundert Schwestern vorgehalten: die Christen bekamen eine neue Mythologie und ganz andere Göttinnen, als die Heiden verehrt hatten. Viele dieser heiligen Frauen waren unmittelbare Gesellinnen und Vertraute Gottes gewesen, sie hatten wunderbare Geheimnisse erklärt, sie hatten die Zukunft prophetisch verkündigt, ja manche von ihnen hatten Zeichen und Wunder gethan. Man weiß, Wunder geschehen nur, wenn man an sie glaubt. Dies gab unstreitig eine höhere Schätzung und höhere Ansichten des weiblichen Geschlechts; aber bei allem dem kann man nicht leugnen, daß nach dem Untergange der alten Welt, bei der Roheit der Sitten und Künste der Völker, die ihre Stellen einnahmen, der Zustand des Weibes immer noch lange beklagenswerth blieb. Erst elf- bis zwölfhundert Jahre nach dem Tode des göttlichen Stifters der christlichen Religion lernten die Europäer wieder geistig empfinden und darstellen. Da kamen begeisterte Prediger und Ritter und Seher und Sänger, und zum ersten Mal in der Geschichte ward das Weib als die holdere Blume der Schöpfung anerkannt und verherrlicht. Was züchtig, was liebenswürdig, was hoch, was stolz, was himmlisch und göttlich war — war irgend eine

Schön-

Schönheit, war irgend eine Tugend und ein Lob — sie ward auf die Frauen gelegt: das romantische Zeitalter begann. Seit der Reformation ist dieses Zeitalter schnell verblüht; das Leben ist wieder in Zwietracht gekommen; — nicht durch die Reformation, wie manche uns einbilden wollen, sondern die Reformation ward durch Zwietracht — die Begeisterung ist aus dem Leben verschwunden, und was damals lebendig war und in Sitten, Gefühlen, Thaten, und Werken blühend und freudig lebte, ist nur noch in todten Formen übrig, in Zierereien, Manieren, und Moden, die weder Wahrheit noch Würde haben. Weil das ganze Geschlecht seit dreihundert Jahren mehr und mehr abgeschieden steht von dem kräftigen Zustande des Mittelalters, das die jugendliche und sinnliche Geistigkeit des Christenthums noch tragen konnte, so ist der Schein des Lebens viel leerer und ungöttlicher, viel ärmer und entgeisterter geworden. Die bunte Blumenleiter, welche damals noch zwischen Himmel und Erde hing und welche die fröhlichen Menschenkinder noch so leicht hinauf und hinab stiegen, ist verschwunden, und die wenigen, die noch nach himmlischen Dingen fragen, vergreifen und verfliegen sich unglücklich so leicht in der hohlen Luft, wo ihr Geist sie hindurchführt, der die verlorne Blumenleiter schon so lange vergeblich sucht.

Das Weib, das Bild der stillen Gottheit, durch ihr Daseyn immer brünstiger zu himmlischen Dingen gezogen, als der Mann, hat freilich jenen romantisch christlichen Sinn, dessen wir oben erwähnten, nicht ganz verlieren können; aber bei dem Mangel an Mitgefühl, bei der Geistlosigkeit und Stumpfheit der Menge besteht das Christenthum der Frommen jetzt mehr denn je in einer unaussprechlichen Wehmuth und einer überirdischen Sehnsucht. Diese, in der Mitte des Lebens nirgends zusammengehalten, mit dem, was Kindliches und Einfältiges und Himmlisches auf der Erde ist, sich nicht so zusammenfindend, wie zu den Zeiten unserer Urgroßväter, geben edleren Seelen einen Anstrich von schwermüthiger Schwärmerei, ja oft von maaßloser und verzückter Empfindsamkeit, die dem eigentlichen Christenthum fremd sind, welches Muth, Leben, und Freude heißt. Die besten Menschen dieser Zeit erscheinen oft als solche, die da in sehnsüchtiger Angst sind nach einem verlornen Gut. Diese vielleicht kränkliche Sehnsucht, diese ungestillte Brunst läßt jetzt das Seherische und Prophetische aus manchen schönen Gestalten so dünn und tragisch hervorblicken, daß man oft erstaunt davor zurückflieht; denn so durchscheinend soll der Gott in irdischen Leibern nicht gesehen werden.

So stehst du da in deinem Wesen, holdes Weib, eine unbewußte Blume, eine himmlische Pflanze, ein spielender Singvogel, der von seinem Gesange nichts weiß. Dein Name heißt Einfalt, Stille, Sehnsucht, und Freude. Deine Kraft und deine Würde liegt mehr im Seyn, als im Thun, mehr im Stillstehen, als Vordringen, mehr im Gehorsam, als im Befehl, mehr in Demuth, als im Willen. Tiefst in dir selbst bestimmt scheinst du in Sehnsucht und Liebe in die unbestimmte Unendlichkeit der Welt hineinzustreben: du wartest der fröhlichen Stunde, wo das Wesen des Willens und Gesetzes dir erscheinen und dich lehren soll, daß deine Träume in alle Himmel, deine Begierden kaum über die Schwelle hinausschweben dürfen.

Dieses stille, unbewußte Daseyn, dieses Ganze in sich und doch wieder Zerfließen in Allem hat so unerklärliche und unbegreifliche Spiele, Triebe, Gestalten, und Räthsel, als uns an schönen Frühlings- und Sommertagen, im heitern Glanze der Mondnacht, und in den magischen Zwischenakten der Tageszeiten, im Zwielicht des Morgens und Abends, vorüberwandeln und erstaunen, wenn wir still und glücklich genug sind, die Welt in uns zu vernehmen. Das Weib, in deren Liebe und Leibe eine immer neue Schöpfung von Geist und Gestalt vorgehen soll,

ist deswegen wie eine süßtönende Vormusik der wirklichen Musik, ohne bestimmtes Maaß und Gestalt, doch lieblich wie das Waldzwitschern im ersten Frühling: ein leichtes Vorspiel aller Schöpfung und alles Lebens. Darin ist und bleibt sie ein Kind, und wie die kleinen Kinder im süßen Geplapper mit einer Blume, einem Zweige, einem Vögelchen, ja mit einem Stückchen Holz und Papier spielen und Stundenlang schwätzeln können, oft ganz unbegreifliche und wunderbare Worte und Geschichten, wie aus einer weit entlegenen Vergangenheit und Zukunft, so daß die Alten erstaunt Prophezeihungen und Orakel zu hören meinen — so spielt das Weib in Fantasien, Räthseln, und Träumen. Oft ist sie Tage und Wochen lang stumm und in stiller Beschauung der Dinge befangen, dann wieder löst es sich plötzlich in ihr wie ein fließender Strom, der mit Gewalt aus der Brust bricht, und sie weiß des Erzählens und Sprechens kein Ende. So ist die Nachtigall in den Büschen lange die Stumme, dann mit tiefer Wunderkehle der Liebe und Wehmuth Tag und Nacht klingend, andere Tage wieder bloße Töne des Leichtsinns und Scherzes spielend und uns in einzelnen kontrastirenden Klängen und disharmonischen Fantasien äffend.

So will der Mann sein Weib haben, der ein Weib verstehet; frei will er sie spielen lassen, wo sie spielen muß, und also spielen soll, selbst wenn das Zwitschern und Klingeln disharmonischer Töne sein Ohr zuweilen ermüdet: denn sprechen, kosen, schwäzeln muß das Weib zuweilen bis zur Ermüdung. Das sind dann Worte wie Nichts, wie dünne Seifenblasen oder glänzende Sternschnuppen, weder Gefühle noch Gedanken werden Wahne noch Urtheile: es ist ein Spiel wie der Sonnenstäubchen, wie der demokritischen Atomen, die noch ohne Leib und Gestalt sind, aber beides suchen. Und wie wohlthätig ist dies für den Mann! so freundlich und anmuthig, wie dem ermüdeten Wanderer, der sich unter dem Baum zur Ruhe hinlegt, der vorübermurmelnde Bach ist, der ihn zwischen Wachen und Träumen durch mancherlei Töne und Gefühle mit sich fortrollt. Das Weib wiegt die blutig wilde Unruhe ein und löset das kalte und stumme Eisen und Eis auf, das sich in seiner Brust angesetzt hat.

Spielet denn und singet und scherzet wie die unschuldigen Kinder, ihr lieben Weiber! aber wisset auch, daß ihr nur spielen könnet, solange ihr unschuldig seid. Lebe wohl, Psychidion, kleines demüthiges Blümlein, kleine wehmüthige Nachtigall!

lebe wohl, spiele lustig, und lies in den Rosen von E., in den Wellen, die deine Insel umspülen, alle Erinnerungen und Träume einer Zeit, wo ich in deiner Nähe lernte, welche Huld und Freude und Unschuld in Weiberbusen wohnet.

---

## Sechster Brief.

Saß unterm Baume der fröhliche Alte,
Ihm zu den Knieen das züchtige Weib,
Schmiegte sich, gleichwie den Busen die Falte
Wärmend umhüllet, dem Mann um den Leib,
Spielend erschienen die Kinder die kleinen,
Einige jauchzend und andre mit Weinen.

Psyche, mein Liebling, was brennen die Wangen
Dir bis hinauf zu den Augen so roth? —
Vater, ich habe mir Würmchen gefangen,
Bunte und blanke, das kostete Noth;
Sieh nur die Flügel, die goldenen Augen —
Töchterchen, bunte Gesellen nicht taugen.

Zephyr, mein Bübchen, was hüpfest du munter?
Warum so ängstlich zusammen den Hut? —
Vater, es sitzen viel Vögel darunter,
Nachtigallkinder und lerchige Brut. —
Spiele, mein Bübchen, und brauch das Vergnügen!
Sind sie dann flügge, so lasse sie fliegen. —

Lili,

Lili, mein Kleinstes, was trägst du die Schürze
Also geründet? was hast du darin? —
Vater, du weißt es, nur süße Gewürze,
Blumen, und Kräuter begehret mein Sinn;
Rosen, Konvallen, und blaue Violen
Ging ich aus Wiesen und Büschen zu holen:

Engelein, Vater, auch hab' ich gesehen,
Oder auch Träume; sie hatten ihr Haus
Sich in den Blumen gar lustig ersehen,
Schwirrten mit buntem Gefieder heraus,
Grüßten so schöne und flüsterten leise —
Lili, mein Jüngstes, ist immer die Weise.

Aber ihr beide, was habt ihr gefangen?
Murmur mein Grübler, und kleine Mimi?
Lasset die Köpfe ja fürchterlich hangen —
Vater, das Spielen gelinget uns nie;
Wahrlich doch meinen wirs besser, als jene —
Also der Knabe, und wischte die Thräne.

Siehe, wir waren ins Dickicht gegangen,
Hoch auf die Berge, die Felsen hinan,
Dachten was Großes und Rechtes zu fangen;
Wir sind die ältsten, und müssen voran.
Als wir so gingen, da hörten wir's lärmen,
Sumsen, und sausen, wie Bienen, die schwärmen.

Lieb,

Liebliches Wunder! sie kamen geflogen
Schimmernd von Farben und prächtig und schön,
Wie in dem Strome die funkelnden Wogen
Unter dem leuchtenden Sonnenschein gehn,
Hängten sich scherzend an Blüthen und Ranken,
Lustige Dinger, und heißen Gedanken.

Wir mit den Körben die Schönen zu fangen
Liefen im süßen Vergnügen wie toll;
Aber wie ist es uns traurig ergangen!
Meinten, wir hätten von Freude sie voll,
Als sie auf einmal die Deckel zerbrachen,
Stachlichte Dinger, die bissen und stachen.

Lächelnd der Vater: Thut hübsch wie die andern,
Bleibet hier unten, und spielet wie sie.
Immer wirds schlimmer, je höher wir wandern,
Und was wir suchen, das finden wir nie,
Und wenn wir gehen was Rechtes zu fangen,
Stechen uns Hummeln und Wespen und Schlangen.

So spielen wir mit einander, meine holden Kindlein, und haben in dem vorigen Briefe gespielt. Wir haben gelauscht, was Gott der Herr wollte, als er die Männin schuf und sie ihrem Adam zuführte. Nun wollen wir sehen, wie wir unsre kleine Eva, oder Psyche, oder Lili erziehen müssen.

Ei! Ei! so müssen wir sie doch erziehen? so muß sie doch gebildet werden? so ist diese Darstellerin und Trägerin der seligen und ruhenden Welt, dieses Bild des Lebens an sich, dieses Bild des unstörbar seligen Gottes doch noch nicht fertig? Nun freilich so geht es mit allen euren Angebohrnen und Urgebohrnen, und Unmittelbaren, und Unbedürftigen. Erst sagt ihr es ist, und dann kömmt der hinkende Bote nach es muß werden.

So, meine Psychidion, werden viele hohnlächelnd ausrufen, die bei dem Gefühl, daß sie nichts seyn würden, wenn sie nicht etwas geworden wären, sogleich erzürnt aufschreien, wenn man an geheime Kräfte und heilige Verhältnisse erinnert, die durch nichts weder ersetzt noch erklärt werden können, man habe sie denn in sich. Denn das wollen solcherlei Menschen nie begreifen, daß, wenn man sagt, in dem großen Ursprünglichen sei alles, man damit keinesweges behauptet, daß es nicht noch Kleines und Kleinstes geben kann, das, eben weil es so klein ist, durch Menschenkunst und Menschenwitz zum Gebrauch und zur Freude dieses Großen eingerichtet, und, da es einmal Anhängsel ist, ihm an der schicklichsten und bequemsten Stelle angehängt werden kann. Aber freilich will ich dieser Art es frei ins Gesicht sagen, daß es besser ist, gar nicht zu erziehen und zu bilden, als

dieses

dieses Halbwesen zwischen Menschenthum und Aefferei länger fortzusetzen, wodurch unsere Buben und Mädchen gedeihen, wie es am Tage ist. Doch will ich mich ihnen dabei so weit bloß geben, daß ich gestehe, daß das Menschengeschlecht von Anfang an der Erziehung bedurft hat. Zuerst hat Gott es erzogen durch kindliche Eingebungen und Offenbarungen, dann durch den Reitz der Leidenschaften und die Noth der Elemente, zwischen welchen schon der unmündige Säugling der Natur hin und her gerissen ward. Denn nachdem sich durch die Verschmelzung, Krystallisirung, und Bindung der Zeit Manches als bleibende Form, Anderes nur als wandelbarer Geist dieser Form festgesetzt hatte, kam die bewußte Kunst nach, durch das Leben selbst gelehrt, und der Mensch, so wie er fortschritt, trat immer mehr in des unmittelbaren Gottes Stelle. Aber er hat nun vergessen, wer Gott ist, und wer jener glückselige Mensch war, dessen kindliche Unschuld man so gern durch Gott selbst unterweisen will. Kunst soll freilich seyn, was der Mensch mit sich treibt; aber wenn man durch die Kunst Künste machen will, so geht es einem, wie den schlechten Dichtern, die in dem Gigantischen und Schimmernden alles setzen und immer das Bild aus dem Bilde hervorsteigen lassen, wodurch alles sich in fratzige Unnatur und bombastischen Wortdunst auflöst.

Erzogen werden muß der Mensch; denn er ist ein Geschöpf mit Kunst, ihm ward Kunst für den Instinkt der Thiere. Aber man muß nicht erziehen an dem, was nicht erzogen werden kann noch soll. So, in dem Bewußtseyn, daß man durch eine schlechte Kunst allen Naturgrund erschüttert und entweiht hat, arbeitet man immer auf das hin, was still und unberührt gelassen werden sollte; denn der Verdorbene setzt voraus, alles sei verdorben von Anfang. Diese Albernheit und Sündlichkeit verfährt sich an Knaben und Mädchen, ist aber bei den ersten weniger gefährlich, weil sie von Anfang an mehr das Bedürfniß fühlen, auch viel Kleines und Unbedeutendes durchzugehen und zu lernen, als die da für das kleine unbedeutende Leben der äußeren Welt eben bestimmt sind. Die armen Mädchen dagegen lehrt man grade aus einer unverständigen Angst, als ob sie ungebührlich in die Wildheit hinein wollen, schon in den frühesten Jahren manche Geschichten und Begebenheiten jener Wildheit kennen, die sie sonst vielleicht nie erfahren hätten und nie so zeitig hätten erfahren sollen: eben so unweise, als der wohlmeinende Eifer jener Erzieher war, welche Knaben von zwölf und vierzehen Jahren in Spitäler und Lazarethe führten, um ihnen die Gefahren der irdischen Venus in der scheußlichsten und abschreckendsten Gestalt zu zeigen. Sie erreichten

ihren

ihren Zweck nicht, aber wohl erreichten sie etwas Anderes, was sie nicht wollten: sie entweihten durch einen schändenden Anblick die heiligen Mysterien der Geschlechter und bliesen den zarten Blüthenstaub der Fantasie von den jungen Herzen, wodurch das künftige Leben allein seine Herrlichkeit bewahren kann. Wir sind allerdings in einer schlimmen Lage: etwas muß immer gethan werden, und ohne feste Sitten verliert sich auch unser gediegenster Ernst in einzelnen Versuchen. Was meine ich mit festen Sitten? Ich meine, daß das Kunstgeschöpf Mensch nicht kunstlos seyn darf; kunstlos aber ist er, wenn er meint, seine Kunst bestehe in Künsten, so wie er sicher ohne Tugend ist, wenn er fast nie von Tugend, aber viel von Tugenden spricht

Kunst des Menschen im weitesten Umfange ist alles, wodurch er sich in jenem Zustande behilft, wo er nicht mehr von der Liebe Gottes und der Gewalt der Natur unbewußt geführt und getrieben wird, sondern wo er sich selbst etwas Bleibendes und Beständiges setzet, seinem Leben ein Maaß stellt und seiner Thätigkeit ein Ziel: kurz, wo er anfängt sich selbst zu bestimmen und einzurichten. Da wir von Sitten sprechen, so kann man diese Kunst auch Zucht oder Disciplin nennen. Wird der Mensch so künstlich, d. h. so übermüthig auf seine Kunst, daß er sie in vielerlei

Künste verwandelt und diese älteste und höchste Kunst, wovon wir eben sprachen, als eine der unbedeutenden betrachtet, ja als eine derjenigen, die dem durch Geist und Wissen Befreieten ziemlich entbehrlich geworden, so ist über Erziehung und Leben kaum noch vernünftig zu sprechen. Denn wenn der Narr alles machen und nachmachen will, so vergeht alles, was Gott gemacht hat. Alle die Worte also, die ich nun sagen werde, sind völlig überflüssig, wenn es an Zucht fehlt; dann laß sie glätten und schleifen und bilden und künsteln, so viel sie wollen — es werden nur Affen und Aeffinnen. Diese Zucht ist keinesweges so schwer, als die meisten sich einbilden, am wenigsten schwer ist sie dem Menschen, der sich so wunderleicht an alles gewöhnt. Ja, wenn auch alle rings umher eitle Thoren und kümmerliche Sünder sind, so hat jeder einzelne Hausvater und Hausmutter es in ihrer Gewalt, mit ernstem und frommen Sinn um ihr Haus einen Kreis zu schließen, worin alles Stille und Heilige fröhlich und unschuldig aufblühen kann. Denn wie der Mensch für Kunst die Anlage hat, so hat er sie für die Gewohnheit und Sitte. Zieht er die feste Burg dieser Gewohnheit und Sitte um sich und die Seinen, zeigt er eine feste und einfältige Gestalt des Lebens, so werden Gott und die Natur von selbst entwickeln, was sie in die Herzen seiner Töchter gelegt haben.

haben. Einfalt, Frömmigkeit, Unschuld lassen sich mit Worten nicht lehren; sie sind uranfänglich, der Grund alles höchsten Lebens, aber sie bleiben in Nacht verhüllt, wenn nicht aus den stillen täglichen Umgebungen, aus den Sitten und dem Sinn des Hauses die Strahlen ausgehen, wodurch sie hervorgelockt werden. Den Mädchen vor allen Dingen muß alles Sitte bleiben; denn Frauenliebe hat die Sitte, die nirgends ist als im Hause, zuerst als ein Menschengesetz gebunden. Das Haus und der Garten des Vaters, die nächste Wiese, der nächste Baum, die müssen ihnen so lieb und heilig werden durch Gewohnheit, daß sie nur zitternd an die Weite denken als an ein Gewimmel von Gefahren, und daß, auch wenn sie einmal in dieser Weite sind, sie sehnsüchtig in ihre Enge zurück wollen. Vor allen Dingen hält man die Mode und ihre Launen fern von Kindern und Jungfrauen. Dies kann man aber nur, wenn das Haus davon rein gehalten wird. Nun sind wir dahin gekommen, daß auch oft bei den guten Menschen das ganze Haus Mode und nichts Sitte ist. Denn was ist Mode anders als eine kleine Nachzitterung irgend einer kleinlichen Bewegung und Begier in der Zeit, welche das ganze Leben kleinlich und elendig macht und mit Unruhen, Launen, Gelüsten aller Art ins Haus zieht! Hat diese launische und lüsterne Teufelin sich

ein-

eingeschlichen, so ist die Einfalt und Sicherheit des Lebens dahin: das Herz will immer hinaus, und meint die Spiele und Scherze, die sie ihm vorgaukelt, da draußen wirklich zu finden. Diese Sitte muß jetzt freilich, da die meisten Menschen von ihr nichts wissen wollen, mit Kunst und Bewußtseyn um das Haus gezogen werden, und ist dieses Haus wirklich in ihren Burgfrieden gestellt, so haben seine Töchter das erste Nothwendige, das besser ist, als alle andere Erziehung.

In diesem Frieden sollen sie auch erhalten werden, wo möglich so lange, bis sie als Frauen in andere Häuser ziehen. Das väterliche Haus mit allen seinen stillen Freuden, Spielen, und Festen, mit allen seinen Geschichten und Erinnerungen sei das Kloster des Mägdleins, wo ihre Kindheit und Jugend verschlossen ist und sich allein auf den goldnen Flügeln der Fantasie in die Weite hinauswiegt. Sie bringt ein Herz voll Sehnsucht, Liebe und Freude in das Haus, wohin sie zieht; denn an die arme Welt hat sie von ihrem Reichthum nichts verloren. Nie verlasse sie diese heilige Hut ohne ihre Aeltern, oder einen Bruder und eine Schwester, die ihr durch Alter und Liebe an Aeltern Statt seyn können, und ziehe auch dann nur in die Häuser naher Verwandten, oder anderer einfacher und redlicher Menschen. Nicht in die wilden

den Possen und Getümmel der Jahrmärkte, nicht in Schauspielhäuser, nicht auf Spaziergänge und Ballsäle der Pfauenschwänze bringe man sie vor dem achtzehnten, zwanzigsten Jahre. Da ist alle Lüsternheit, Abgeschliffenheit, Eitelkeit heimisch, und lauret, wie sie das Unschuldige verderbe. Höchstens wann ein hohes Fest steht, Gott, dem Vaterlande, oder einem Erfinder, Stifter, Helden geheiligt, wo das ganze Volk aus dem kleinen eitlen Leben zu größerem Jubel und Glanz der Gemeinschaft fortgetragen wird, führe man auch sie hinein, daß sie vor dem Leben zugleich erschrecke und erstaune, und Wunder zu sehen glaube, die nur in ihrer Fantasie sind. Denn hätten wir Staaten, wo das Hohe und Freie des Menschen oft angesprochen würde, unsre Sitten auch würden höher und kühner gehen; denn Eine große Lust, die in lebendigen Flammen gehalten wird, verschlingt die vielen kleinen und elendigen Begierden, wodurch die Sünde sich im Leben festwurzelt.

Ist das Haus auf diese Weise von Gewohnheit und Sitte umstellt, daß das schönere Leben von selbst keimen und sprossen kann, so fallen alle die kleinlichen Nothbehelfe weg, womit man das Unersetzliche ersetzen will, jenes Wortgeleyer von Nichts, jenes Geschwätz von weiblicher Tugend und Unschuld, jenes Bearbeiten und Beschleifen des Gefühls, womit man unver-

gleich-

gleichliche, englische, seraphische, himmlische Weiber zu machen versteht, Inhaberinnen jeder Huld und Zartheit, aber womit man die letzten Spuren von Unschuld wegwischt, wodurch sie sich im Leben noch halten könnten. Und doch wie lange schon hat man gesehen, daß man damit den Zweck gänzlich verfehlt! Für die Buben ist eine solche Behandlung viel weniger gefährlich, als für die Dirnen. Sie sind wilder und heftiger, spröder und biegsamer zu gleicher Zeit, sie haben mehr Regelloses und vertragen also das Regellose eher, weil sie eher vergessen. Sie sind in diesen Unterrichtsjahren viel liebevoller, gutmüthiger, und in allen Gefühlen und Neigungen abhängiger und dankbarer, als die Mädchen, die nun fast ganz auf eignem Grunde stehen können. Später freilich kehrt sich das Ding mehr um. Wenn also auch etwas Verkehrtes mit ihnen vorgenommen wird, ja sogar, wenn sie Unrechtes leiden, so verwischen sich die Eindrücke um so schneller, je mehr sie jetzt schon mit unwiderstehlicher Gewalt in das äußere Leben hineingerissen werden; und ist in den verkehrt meisternden und unrecht handelnden nur Güte und Wohlwollen, so bedeckt das der Sünden Menge. Die kleinen Dirnen aber sind besonnen und schlau, ihnen zeigt und thut man nichts umsonst verkehrt; das Meistern und Vermahnen verklingt in die hohle Luft, und

mit Fingern, und Münden, und Augen, und Mienen wissen sie einander die Dummheit der Alten zuzuwinken und zuzuflüstern. In das eine Ohr hinein und aus dem andern heraus gilt recht eigentlich von ihnen. Denn alles, was Plan, Absicht, List verräth, errathen die kleinen Hexen nach einigen wenigen Scharmützeln, und ist man mit ihnen erst auf dem Wege der Kunst, so äffen sie die Lehrer und Meister allenfalls ein Jahrzehend, ohne daß diese gewahr werden, wo ihre Lehren hingehen. Vor allen aber ist es lächerlich und verderblich, wie man sich und die Mägdlein zerarbeitet und abängstigt, sie zu gefühlvollen und gottesfürchtigen Menschen und zu sanften und gefälligen Weibern ihrer Männer zu bilden. Dies kann man bis zum Ekel hören und lesen — denn alle Bücher über weibliche Erziehung sind voll davon — und dabei kann man auch bis zum Ekel lernen, wie weit wir abgekommen sind von dem geraden und einfältigen Leben unserer Großmütter.

Herz und Gefühl sind dem teutschen Volke sehr bedeutende Worte. Wir sind die Menschen des Gefühls, wir verstehen das Herz; wir richten alles durch das Herz; wir vergessen alles über dem Herzen: Herrschaft, Freiheit, Vaterland, Ruhm, alle Weite und Freude des Strebens und Lebens

ge-

geben wir auf und ziehen uns in den engsten Kreis zusammen, wenn wir wissen, daß in seiner Verborgenheit und Dunkelheit für unser Herz nur irgend eine stille Freude noch blühet. So sagt man von uns, und sagt es nicht ganz unrecht, obgleich das Lob sehr zweideutig ist, besonders, wenn man von Männern redet; denn die sollen das große Herz haben, alles was an dem kleinen Herzen hängt, und sei es noch so süß, über dem Größten zu vergessen. Man will unsre Pflichtvergessenheit, unsre Faulheit, unsre Gleichgültigkeit gegen Volk und Vaterland mit etwas entschuldigen, das wir daheim nur genießen dürfen, wenn wir draußen redlich und tapfer gearbeitet und gestritten haben. Für unser Herz und seine ganze Geschichte haben wir Worte, die vielen Völkern ganz fehlen: ein Beweis, daß hier eine ganz eigene Tiefe unsers Karakters liegt. Aber unsere Sehnsuchten, Schwärmereien, Empfindsamkeiten, an sich die Bezeichnungen heiliger Dinge, sind sogar etwas Schlechtes, wenn wir uns durch und für sie von dem Leben sondern und uns für ihren Genuß auf dem weichlichen Pfühle der Zurückgezogenheit sonnen wollen. Dies nun, was freilich herrlich ist, was wir aber durch Misbrauch und Uebermaaß entweihen, soll ich noch durch verfeinernde Pflege zu einem üppigen Wuchs

treiben, da es schon wild zusehr wuchert? Und wären unsere Frauen und Jungfrauen dieses Herzens, dieses zarten und feinen Gefühls auch bedürftiger, als sie sind, wie läßt sich solches Innere entwickeln und bilden, als an dem stillen und heitern Spiegel der Zucht und Sitte des Hauses, an den täglichen Beispielen der Freude, Liebe, Sanftmuth, und Freundlichkeit des Hauses, worin sie leben? Aber wahrlich sie bedürfen hier gar nicht weiter geführt zu werden; eher sollte man sie zurückführen von einem Zuviel. Ich habe oben schon darauf hingespielt, welch eine epileptische Empfindsamkeit, eine aus dem Leben und seinem gesunden Kern herausfliegende Weichlichkeit des Gemüthes in unserer Zeit häufiger gefunden wird, als recht ist. Wir bedürfen wahrlich eher starken Weins, um das dünne Wasser zu kräftigen, als daß wir ein noch dünneres Element darunter gießen sollten. Nein, man gebe unsern nordischen Frauen, die durch die Maaßlosigkeit und Gestaltlosigkeit des Klimas und Zeitalters mehr als recht in das Ueppige und Zerfließende der Gefühle hineingelockt werden, andere Empfindungen, die uns grade noth thun; man lehre sie, welche Kühnheit, welche Festigkeit, und Freudigkeit dem Herzen und Leben eines Christen und einer Christin wohl stehen; man lehre sie, welche

Würde

Würde darin ist, Mutter tapferer und männlicher Söhne zu seyn und durch die erste Religion der Liebe, die an der Mutterbrust eingesogen wird, die jungen Herzen für das Unsterbliche und Göttliche zu entzünden; man lehre sie, daß sie auch Thaten thun können, zwar unsichtbare und ungehörte, die aber einst mit ihren Kindern draußen in Herrlichkeit und Kraft auftreten werden.

Auch fromm und gottesfürchtig will man die liebenswürdigen und spielenden Gesellinnen des Mannes bilden. Das ist löblich; denn ein Weib, das nicht fromm und gottesfürchtig ist, heißt mit Recht ein Ungeheuer. Aber wahrlich hier helfen Worte nicht, und es bedarf auch keiner Worte. Durch ihr ganzes Wesen ruht das Weib schon in Gott und ist sogar ein schönes Gleichniß des göttlichen Lebens: da lasse man es ungestört. Gott wird nie gelehrt, er steigt nur empor in uns durch das Zusammenhalten des stillen Herzens; sein Wirken und Wollen wird nie anders gewiesen, als durch das fröhliche und einfältige Leben der Guten und durch den Wunderglauben an die unsichtbaren Mächte, die er in die Welt und in das Menschenherz gelegt hat: ein Glaube, der noch täglich Wunder thut, am meisten in den keuschen und züchtigen Busen der Frauen. Und will man die Mägdlein ja lehren, wo die

Religion in der Geschichte steht, o so sei man selbst zuerst kindlich und einfältig, damit man die Kindersprache könne, worin über so heilige Dinge allein recht gesprochen werden kann, so daß alle Geschichten lebendige Wunder und Fabeln bleiben und so wieder Lebendiges und Lustiges erzeugen. Denn weil man diese so einfältige und doch so klare Kindersprache verlernt hat, so ist alle uralte Ueberlieferung von dem Umgange der Götter und Engel mit den Menschenkindern nichts als eine todte und leere Geschichte geworden, und das höchste und innigste Dichten des menschlichen Herzens steht in der kalten Verständigkeit und bewußten Leerheit des Zeitalters allein da und sucht vergebens, wem es sich verkündigen könne.

Das Allerabgeschmackteste dieser sogenannten zweckmäßigen Erziehungen, wodurch man so viel auszurichten meint, ist die Bildung und Modelung der Mägdlein mit dem Hinblick auf den künftigen Mann. Sanftmuth, Milde, Nachgiebigkeit, Geduld, Hingebung — herrliche Dinge an Männern und Weibern — sucht man recht eigentlich aus den Wurzeln der weiblichen Natur an das Licht hervorzutreiben und bearbeitet sie als eben so viele Tugenden, die an sich gar viel bedeuten. Ja sobald die Dingelchen nur ein wenig begreifen — was sie viel früher

kön-

können, als die Buben — so zeigt man ihnen den Mann und Verhältnisse, die daran hangen, im Hintergrunde, und knüpft daran beiläufig viele andere schöne Moralien, Sprüche, und Beispiele. Dies scheint vielen Müttern und Meisterinnen junger Herzen gar was Nothwendiges und Ersprießliches, und doch ist es eine wahre Schändung der unschuldigen Jugend. Das Weib soll, wie wir sahen, nur Eine Tugend, Eine Unschuld, Ein Leben haben; bei dem Manne zerbricht und vereinzelt sich alles mehr: er soll ja in das Einzelne und Gebrechliche des Lebens hinein. Das Weib soll die ganze Fülle der Liebe und Sehnsucht, das ganze unbewußte Kleinod ihres Herzens dem Manne darbringen; sie soll im späteren Leben, wann die Kindlein um sie blühen, wann ihr Haus sie in einzelnen Geschäften und Pflichten mehr zertheilt, doch kaum ahnden, daß das Leben und die Liebe getheilt werden könne. Wenn man nun in diesen schönen Jahren der Weichheit und Bildbarkeit ihr diese einzelnen ganz guten Eigenschaften des Weibes als viele besondere Tugenden und Herrlichkeiten zeigt; wenn man ihr einbildet, daß diese alle für sich etwas bedeuten und mit Mühe und Kampf gewonnen und bewahrt werden müssen — so wird sie befangen und eitel, sie verliert jene angebohrne Demuth, jene stille Unbewußtheit, wo alles Gute und Holde, was sie

in

in sich trägt, nur durch die ganze Liebe und Wonne des Herzens etwas bedeutet — Und die Worte! die Worte! welch ein misliches Ding ist es um sie, wenn sie klingen, wo kaum gelauscht werden darf! Wenn die thörigten Menschen doch beherzigten, daß jedes Wort ein Gedanke ist! Und diese armen Mädchen! wie geht es ihnen! Man will sie wohl rüsten und waffnen, daß sie ihr eignes und des Mannes Herz halten können, man will sie ihm gleichsam zubereitet in die Arme geben, daß er nur seine Freude und Lust an ihnen habe und durch nichts Ungleiches noch Abstoßendes gestört werde; aber wie wenig kennt man das Menschenherz! Die Griechen nennen in ihrer Sprache die Jungfrau die Ungezähmte oder Ungebändigte; so hieß beinahe auch der Diamant, der nur in seinem eigenen Staube zu Glanz ausgeschliffen werden kann. Diese Benennung lag wohl an sich nicht tief, es war ein gemeines Bild, aus dem gemeinen Leben hergenommen; aber man dachte doch daran, daß es der Mann seyn sollte, der die Ungebändigte und Ungezähmte bändige, zähme, gewöhne — Und ihr lieben Leute, ich will es euch kurz sagen, dies will der Mann, denn dies will die Natur. Je edler diese jungen Menschen sind, desto mehr müssen beide bei ihrem Schritt ins Brautbett als rohe Diamanten erfunden werden, die durch die süßeste

Ge-

Gemeinschaft einander Glanz und Licht geben sollen. Denn Ungleichheit, Kampf, Widerstand muß seyn, wo Liebe und Leben seyn soll. Dies ist der Eros und Anteros der Fabel, jener süße Streit und Widerstreit in Liebe, wodurch alles geworden ist und bestehet. Diese Art thörigter Erziehung aber, wovon wir sprechen, neutralisirt das Weib für den Mann, sie hebt den Reitz der entgegengesetzten Elektricität auf, wodurch in die Vereinigung der Geschlechter und in das Geheimniß der Zeugung allein lebendiger Geist und lustiges Leben kömmt. Die Arme hat die schöne Ungleichheit, die schöne Abstoßung und Anziehung verloren, wodurch die Natur sie dem Manne so unentbehrlich gemacht hat; sie bringt Ruhe, wo er Kampf will; sie will gleiches Leben, wo er will, daß sie anderes wollen soll: und so mit aller Freundlichkeit, Sanftmuth, Güte, Geduld schafft sie ihm ein gar mattes und langweiliges Leben. Wisset ihr, woher das kömmt? Jene genannte Eigenschaften sind allerdings verehrlich an Frauen, ja sie sind bei allen rechten Frauen schon von Natur mehr da, als bei den Männern; aber es ist sündlich, sie so einzeln aus ihnen hervorzutreiben, sie ihnen als einzelne Schutzwaffen mitzugeben, da sie in der ganzen vollen Rüstung des Gemüthes mitbegriffen seyn müssen. Denn das ist das Unglück dieser Erziehung, daß das Weib denken

lernt,

lernt, daß sie besonnen mit Gedanken kämpfen will, wo der Mann ganz etwas Anderes erwartet. Streit mit ihr will er, aber einen süßen Streit, nicht diesen langweiligen, den er außer dem Hause gewöhnlich den langen Tag durch hat: nicht diesen elendigen, worin sein Gegner ihm nie gewachsen werden kann. Die volle Liebe, das ganze Herz, und ihre lieblichen Kampfspiele im Ernst und Scherz muß die Frau mitbringen, ihre ganze Ungleichheit und Verschiedenheit von dem ähnlich aber nicht gleich geschaffenen Manne muß sie unbewußt ihm entgegenstellen. Ist er ein Mann, welche Freude wird ihm hieraus erblühen und wie wird er die milderen und zarteren Schatten weiblicher Huld liebend auf sein Leben herablocken, und sie lehren, wo ihre Herrschaft ist und wo ihr Gehorsam! Will man gutmüthig, aber unverständig den natürlichen Streit zwischen den Geschlechtern aufheben, so schafft man künstliche Streite, die oft schlimmen Hader unter Menschen zeugen, die zu gut sind, als daß sie solches erleben sollten.

Wozu dies alles? werdet ihr mich fragen, meine beiden lieben Kindlein. Zu weisen, daß in dem Selbstbewußtseyn, in dem Schein einer Art männlichen Willens und männlicher Ueberlegung das Unglück und die Sünde der Weiber auf allen Seiten beisammen liegt. Sie verlieren jenen heiligen Zauber,

jene

jene Aehnlichkeit höherer und prophetischer Naturen, jenes liebliche Bild ewiger Jugend, wodurch sie den Mann so unaussprechlich anziehen. Die tiefe Fantasie, die gleich Blumen und Träumen in ihrer Unschuld und Unbewußtheit wie in einer unaufgebrochenen Frühlingsknospe liegt, alle die Huld und Schönheit, die mit unendlichen Sehnsuchten, göttlichen Geheimnissen, und überschwänglichen Freuden den Mann locken und fesseln, verschwinden durch das gefährliche Spiel mit Gedanken, und alle guten und bösen Künste, womit sie den Mann halten wollen, sind vergeblich, wenn sie den mystischen cytherischen Zaubergürtel verloren haben. Denn sobald das Weib alles weiß, was sie thut und warum sie es thut, weiß der Mann auch alles: es ist kein Geheimniß und kein Reitz mehr. Dann kömmt es dahin, daß die Schuld der Mattigkeit und des Unglücks ihres Lebens von dem Mann in dem Weibe und von dem Weibe in dem Manne gesucht wird; sie meinen oft anderswo zu finden, was sie bei sich nicht haben, und in dem jammervollen Zirkel wächst zuletzt Sünde aus Sünde.

So ist es, und dies große Leid der Zeit kann man alle Tage sehen. Aber weil es so gemein ist, wissen wenige darum, woher es kömmt, und viele werden mich schelten als einen argen Despoten, der unter dem Schein des Glücks und der Tugend die armen Wei-

ber um Freiheit und Willen betrügen und sie durchaus von dem Manne abhängig machen wolle; denn unter allen den blanken Gleichnissen von Göttern und Blumen und Engeln stecke am Ende doch der Schalk, der wolle, das Weib solle ihm auf Gnade und Ungnade hingegeben werden, völlig ungerüstet, ungebührlichen Versuchen von Herrschaft sich zu widersetzen; unter den schönen Scheinen von einer höheren Natur wolle man ihr sogar das Gemeingut des Menschen, den Willen, streitig machen: mit ungebildetem und ungeübtem Verstand, mit unentwickelten Talenten, mit voller Unkunde der schwierigen Verhältnisse, worein sie trete, wolle man sie als eine willenlose Kreatur dem Manne hinwerfen.

Ich kann dies ruhig anhören. Allerdings wollen wir sie willenlos behalten, sosehr dies möglich ist; denn je weniger sie hat von dem Willen, welchen man gewöhnlich meint, desto größer ist ihre Stärke und desto unwiderstehlicher ihr Reitz. Ja, eine willenlose gehorsame Kreatur soll sie seyn. Wollte Gott, der beste Mann könnte so willenlos werden, als das beste Weib es ist! wollte Gott, er würde nicht jede Minute erinnert, daß er unbewußt und unbefangen nicht lange kämpfen kann auf dem Felde, wo ihm die Rennbahn abgesteckt ist! wollte Gott, alles könnte bei ihm so Gewohnheit und Fertigkeit werden, wie das Weib

sein Schönstes in angebohrner Stille und Gesammtheit des Gemüthes trägt! Hieher geht er wallfahrten zur heiligen Stätte der Ruhe und Frömmigkeit, des Glaubens und der Hoffnung; hieher geht er, daß er auf Augenblicke vergesse, wie elend es macht, immer zu empfinden, daß man als ein besonderes Leben allem andern Leben im Streit gegenüber steht — und hier soll der kleinliche Krieg noch kümmerlicher wieder beginnen, wenn das Weib auch mit Gedanken und Urtheilen scharmützeln will?

Doch genug für heute, meine lieben frommen Kinder. Ihr kennet Demuth und Liebe, ihr kennet die Macht des stillen Wortes und des sanften Blickes, ihr kennet die Gewalt, die von dem flehenden Aug eines Weibes ausgeht, wie Shakespeare spricht: wann Weiber bitten, so befehlen Götter. Dinge und Verhältnisse, die fein sind wie diese, können nicht weiter gewiesen werden; ich fürchte, ich habe schon zu viel davon gesprochen. Gott behüte euch und alle fromme Seelen in eurer Einfalt!

---

# Siebenter Brief.

Ich blieb gestern, meine Psychidion, absichtlich an einer schroffen und gefährlichen Gränze stehen, deren Uebergang wahrlich so leicht nicht ist, als es manchen dünken mag. Das Weib, damit sie glücklich sei und glücklich mache, soll seyn, als die da keinen Willen hat. Und doch giebt es bei ihr so viele Dinge, wobei man gar nichts thun kann, allerlei Erscheinungen, die wie neue Inseln aus dem Meere plötzlich aus ihr hervorkommen und fast eben so schnell wieder verschwinden, als sie kamen. Ich meine hier nicht das, was ich oben angedeutet habe, jene Vormusik, jene Vorspiele und Anspiele alles Lebens, jene Wunderzeichen, wie aus einer fremden Welt, die uns erstaunen, ohne daß wir wissen, woher noch wohin; sondern ich meine andere Spiele, die vorzüglich vom zehnten bis sechszehnten Jahre bei den Dirnen erscheinen und deren Aehnlichkeiten auch bei den Jungfrauen und Frauen bis in die späteren Lebensalter immer noch sichtbar sind. Das Weib hat eine solche Fülle von kleinen Thorheiten, Launen, Aufwallungen, Trieben,

ben, und Bedürfnissen, daß sich das, was ich meine, mit Einem Worte gar nicht aussprechen läßt. Diese kleinen Anhängsel und Ausflüsse der Weiblichkeit wirft man oft mit unter den allgemeinen Namen Eitelkeit und macht sich rechte Arbeit, sie auszutilgen; aber sie sind eben so unaustilgbar, als Eitelkeit, wenn sie einmal im Herzen fest geworden ist. Diese ist freilich ein bewußtes Uebel, aber jene sind Spiele der Natur, angebohren und unvertilgbar, und man muß sie gewähren lassen; denn vielleicht verletzt man die tiefste Wurzel der Weiblichkeit mit einer Todeswunde, wenn man diese scherzhaften und lustigen Auswüchse ihrer Oberfläche als üppiges Unkraut ausreißen will. Diese Spiele sind um so schwerer zu fassen, weil sie mit der Eitelkeit, die diesen Namen verdient, fast einerlei Schein haben, so daß man ein scharfes Aug haben muß, um immer zu unterscheiden, wo das bewußte und wo das unbewußte Spiel ist. Immer mag man auch sie Eitelkeiten schelten, wie denn viele Spiele der Weiblichkeit von gewissen Männern so gescholten werden; nur wolle man sie nicht züchtigen und regeln. Ein Weib soll ja einem Kinde gleich seyn und auch so gehalten werden; so lasse man ihr denn auch die kleinen Thorheiten und Kinderspiele, die kleinen Etwas und Nichts, welche unsere groben Hände nicht fassen können, wodurch sie aber unsere gerun-

zelten

zelten Stirnen oft so unbeschreiblich geschwind glätten und unsere zürnenden Augen lächelnd machen. Kleine und große Mädchen, ja selbst junge und alte Frauen haben Launen, Gelüste, Einfälle, die uns freilich zuweilen sehr unzeitig kommen, worüber wir aber nicht zürnen müssen, weil die Weiber wirklich nicht dafür können. Manche Verzierungen, Verlarvungen, und Auskleidungen des Lebens, manches Geflitter, Geflatter, und Gezwitscher, was wirklich nichts bedeuten soll noch etwas bedeuten würde, wenn unsre Ungeduld ihnen nicht den Schein von etwas Unrechtem gäbe, sind Bedürfniß ihres stillsitzenden Lebens, gleichsam eine travestirte Darstellung der Tragikomödie der Außenwelt, worin wir die Hauptspieler sind, und deren Bedeutung die Weiber gleichsam in täglichen Farzen und Possenspielen uns vorhalten. Wie diese Erscheinungen Hinspiele sind auf das äußere Leben, welches das Weib seiner Natur nach nur aus der Ferne ansehen soll, so giebt es andere sonderbare Erscheinungen, worauf wir oben hingewiesen haben, die man Hinspiele auf das innere Leben der Welt nennen kann: wunderbare Fantasien, eine poetische Fantasterei, wo alle Wahrheit Schein und aller Schein Wahrheit ist, vom Tragischen zum Komischen, von der Lustigkeit zum Ernst so rasch und gefühllos übergehend, daß es zu einem wahren Weltspiel wird,

wo alles indifferent ist. Lasset die Kinder doch spielen! sie können's nicht lassen.

Der große Aussprung aus allem bisher Gesagten wird denn, daß das Weib etwas Unberührliches und Unangreifliches ist, das nicht gelehrt, nicht unterrichtet, nicht unterwiesen werden darf, das man seyn lassen muß, wie die Natur es gemacht hat und wie der Zufall es weiter machen will. Verstand, Gedanke, Urtheil verderben es nur, durch sie wird die liebenswürdige Willenlosigkeit, die unschuldige Einfalt, die unbewußte Fülle des Herzens gemindert und zerstört — Das meintest du. Aber das hätte sich ohne den Umschweif vieler Worte mit den paar Sylben sagen lassen: erziehet und bildet eure Töchter gar nicht: denn das verdirbt sie — Aber, guter Freund, es ist mit diesen göttlichen Blumen und Pflanzen, die in ihrem eigenen Daseyn in himmlischer Unschuld und Unbefangenheit ohne weiters gedeihen und blühen, eine eigene Sache; du selbst hast dich unwillkührlich verrathen, als du oben vor der Gefahr des vielen Meisterns und Vermahnens der Dirnen warntest: du nanntest sie da die besonnenen und listigen, die auch der Feinste nicht betrügen könne. Wie besteht das mit der Unbewußtheit und Willenlosigkeit, von welcher du so herrliche und wunderbare Sachen erzählt hast?

Ich antworte: das besteht sehr gut mit einander und ich habe mir keinesweges widersprochen; ich habe auch nicht sagen wollen, daß man die Dirnen gar nicht erziehen und bilden solle, sondern ich habe nur die Stelle zu zeigen gesucht, die man nicht berühren darf, sondern wo man die Natur, die sich selbst entwickelt, frei walten lassen muß. Denn da alle Erziehung und Bildung des Menschen negativ seyn muß, so kann man auch nur sagen, mehr was nicht geschehen, als was geschehen soll. Aber nun kann ich auch auf das Kleine kommen und mich mit denen verständigen, die glauben mögten, ich verwerfe bei Mädchen durchaus alle Erziehung. Was ich ungestört und ungerüttelt aus sich selbst erwachsen lassen wollte, war das Ursprüngliche und Angebohrne des Weibes, die tiefste Grundlage, die alles Kleine und Leichte trägt; denn ich dachte, was wir nicht begreifen, das können wir auch nicht machen. Aber was von mehr kleinen und äußeren Dingen gelehrt und gelernt werden kann, das mögen meinetwegen auch die Dirnen lernen; Anlagen und Talente, die auch bei ihnen mehr oben liegen und nach außen wollen, mögen auch entwickelt werden: aber alles doch mit größerem Maaße und hellerer Besonnenheit, als bei den Buben.

Hier scheine ich wirklich im Widerspruch mit mir zu seyn. Erst sage ich, das Weib soll von Gedanken,

Urtheilen, Männerverstand nichts wissen, und nun — Man höre mich!

Das Weib hat viel Verstand, der Mann hat ihn auch; aber es sind zweierlei Arten. Das Spiel mit Begriffen, den Schritt in bestimmten Formen, die selbstgesetzte Regel, worin der Mann sich oft bewußt einhergeht, hat und versteht das Weib nicht. Des Weibes Verstand ist gleichsam etwas Zusammengesetztes aus zwei Dritteln Verstand und einem Drittel Vernunft. Wie geschwind und klar sie das Einzelne faßt und anschaut, so unmittelbar und allgemein spricht sie es aus, alle Glieder überspringend, durch welche der Mann langsamer zum Schluß geht. Ein Weib ist von Natur kalt, klar, scharfsichtig, listig; aber sie ist es durchaus nicht bis in die Tiefe, zu welcher der Mann hier heruntersteigt; sondern was zunächst am Schein liegt, das ergreift sie, und stellt es lebendiger und feuriger hin, gebraucht es gewandter und besonnener, als der geschwindeste und besonnenste Mann je kann. Denn dieser ihr Verstand ist ein so sonderbares Ding, daß einem oft wird, als habe er mit ihrem höheren und eigentlichen Leben gar nichts zu thun. Des Mannes Verstand greift immer ein bis in das tiefste Herz und Leben, wenigstens so tief, bis er die Vernunft findet, die ihn da ablöst, wo er nicht weiter kann. Das Weib führt die Dinge, die

sie mit Leichtigkeit ergreift, mit erstaunlicher Fertigkeit bis an einen gewissen Punkt, wo sie sie noch einmal in ihrer vollen Klarheit zeigt und dann einzeln verschweben läßt, man weiß nicht, wohin. Darum kann man von ihr nicht mehr sagen, als daß sie eine Art Urtheil, eine Art Begriff, eine Art Gedanken hat, die sich nicht weiter beschreiben läßt, als daß man sagt, es ist die weibliche Art. So wie sie zuerst auffaßt und darstellt, ist es meistens mit einer Weite und Allgemeinheit, als spielte sie mit tiefen Ideen; aber je weiter sie es führt, desto spitzer, schärfer, einzelner wird es, und auf der letzten Spitze leuchtet es noch einmal recht hell auf, und verschwindet, weder in den Gränzen des Verstandes untergehend, noch auf das Gebiet der Vernunft übergehend.

Diese Besonnenheit und Klarheit, diese geistige Helle und Heiterkeit des Weibes, die weder Verstand noch Vernunft heißen kann, liegt auf der Oberfläche hoch über dem tiefen Grunde ihrer Natur, ja sie scheint mit derselben nicht einmal einen Zusammenhang zu haben. Denn wie klug, fest, klar, und kalt das Weib hier schreitet und mit Aehnlichkeiten von Gedanken und Begriffen zu scharmützeln scheint, so unbewußt, unschuldig, sehnsüchtig, und warm ist sie dort. Wenn man dies also nur einigermaaßen begriffen hat, und weiß, wo das Weib bewußt nach außen spielt und wo

sie unbewußt im Innern bloß auf ihr selbst ruht, so weiß man auch die Stellen, wo bei ihr ein Unterricht angeknüpft werden kann, und die, wo jede Störung ihres Lebens durch den bewußten Verstand ein Frevel seyn würde. Aber da das Wesen des Weibes hier oben in seinem kleinen Daseyn — gleichsam das Spiel auf der Oberfläche desselben — Heiterkeit und Klarheit in einem vorzüglichen Grade ist, so müssen die Männer, welche Mädchen unterweisen, sich befleißigen, immer kalt und besonnen und doch ätherisch und geistig durchsichtig zu seyn; denn durchsichtig fast bis zum idealen Ideenschimmer ist, was man weiblichen Verstand nennen mögte. Hier ist es mehr noth, als bei dem Unterricht der Knaben, alles Dunstige und Trübe, alles Empfindsame und Schwankende zu vermeiden und sich in der Zucht strenger Ordnung und ruhiger Folge zu halten; doch nicht so sichtlich noch absichtlich, wie Männer pflegen: denn, wie gesagt, das Weib mag gern einige Stuffen unberührt überhüpfen und weiß doch die Zwischenräume zusammen zu binden. Wenn man nun aber auch den Mädchen allerlei lehren will, was gewöhnlich so gelernt werden kann, so vergesse man nie, daß alle Huld des Weibes vergeht, so wie sie von Gedanken gefangen wird; man halte also, wie sehr auch alles Lernen heiliger Ernst seyn muß, alles Peinliche und Mühevolle von diesen zarteren Wesen

sen und bleibe mit ihnen auf dem schönen Gebiete zwischen dem leichten Kinderspiel und der lichten Klarheit der Jugend. Denn etwa jene Klarheit und Heiterkeit, die bei siebenzehn- und zwanzigjährigen Jünglingen auch den besonnenen Verstand mit einem ätherischen Hauch anweht, ist das sonderbare Etwas, das man, wie ich meine, fast weiblichen Verstand nennen könnte: ein leichteres Spiel, als bei Männern, das mit wunderhellen Lichtern eine Zeitlang vor uns hinflattert, und, immer mit neuen Beleuchtungen wiederkehrend, die Gestalten bis zur größten äußeren Klarheit vor uns bringt, und dann plötzlich, als wolle es uns äffen, in das tiefste Dunkel ohne Morgen- und Abenddämmerung verschwindet.

Was die Mägdlein nun alles lernen können und lernen sollen, um gebildete Weiber zu werden, das, meine liebenswürdige Freundin, weiß ich wahrlich nicht so genau zu sagen. Alles kann gelehrt werden, wenn der Lehrer ein weises Kind ist; sonst ist das viele Lernen der Mädchen das mislichste Ding von der Welt, schließt aller Eitelkeit Thür und Thor auf, und giebt ihnen so viele leere Wünsche und Gaukeleien nach außen hin, die sie nimmer befriedigen können, auch wenn man sie mit der wildesten Freiheit ausläßt. Gewöhnlich nehmen die Talente in ihrem Stundenverzeichniß den größten Platz ein. Sie wissen, was man dar-

unter versteht. Diese schönen Uebungen und Fertigkeiten scheinen eben so viele Spiele, wodurch die liebenswürdigen und freundlichen Spielerinnen des Lebens anmuthig sind, und die vielen Hulden, wodurch sie den Mann erfreuen können, mit noch einer Anmuth vermehren. Aber! aber! dies, was die Lust des Hauses und des Mannes Freude seyn sollte, wird häufiger seine Plage. Denn bei wie wenigen dringt es gleich lebendigen Quellen aus dem innigsten Triebe des Gemüthes hervor und will sich als eigenstes Leben entfalten! Bei den meisten ist es nichts als ein Modespiel, das sie in eine Menge halber Anklänge und falscher Reitze lockt und ihr Herz zu einem rastlos umlaufenden Rade von Eitelkeiten und Wünschen macht. Da ich so viel gesehen habe und alle Tage sehe, was diese ganze Spielerei und Tändelei in der Welt bedeutet, so sage ich grade heraus, daß ich lieber wollte, daß die wirklichen Talente in Weibern unentwickelt liegen blieben, wenn dadurch die halben Talente und ihre Aefferei und Ziererei aus der Welt verschwinden könnten. Denn ein saurer Ostwind im Aprillenmond ist dem Menschen nicht unfreundlicher und unerquicklicher, als ein solches Lügenaffenspiel mit Talenten, das sich wohl gar Kunst nennen läßt. Doch wir wollen uns nachher noch mehr davon erzählen.

Nicht weniger gefährlich und verderblich sind andere Uebungen, worauf schon mehr als einmal von uns hingewiesen ist. Man meint die jungen Dirnen nicht früh genug in allerlei Gesellschaft und unter allerlei Volk bringen zu können; man spricht von der großen Nothwendigkeit, daß sie das Leben und die Welt kennen lernen müssen, damit sie sich künftig mit Leichtigkeit und Gewandheit darin umdrehen können: aber thörigt bedenkt man nicht und will an hundert und tausend Beispielen, die vor Augen liegen, nicht sehen, wie mislich es für ein Weib ist, so früh in die Welt hineingelassen zu werden. Was sie gewinnet, ist, wenn es das Beste ist, nichtig, und gar nicht zu vergleichen mit dem, was sie auf jeden Fall verliert, auch wenn sie am wenigsten verliert. Man wendet gewöhnlich ein: freilich mag es mislicher seyn bei den südlichen Völkern, das Weib so früh und so viel in die Gesellschaft von allerlei Menschen zu führen, und deswegen lassen sie es auch nicht zu; aber bei uns Nordländern ist es uralter Gebrauch und uraltes Bedürfniß, und in den frühesten Zeiten unserer reinsten und unschuldigsten Sitten ist es schon so gewesen, und man hat es nicht gefährlich gefunden — Wie? was sagt man? ist es damals so gewesen? Nein, wahrlich nicht. Zwar Harems und Verschnittene haben unsere frommen und tüchtigen Altvordern nie gekannt, aber so

wild

wild und schutzlos, wie man unsere Jugend in der Knospenzeit sich mit der Welt vermengen, ja herumtreiben läßt, haben sie es nie gelitten. Beruft man sich auf des Nordländers Reitzlosigkeit, die eher eines Stachels als eines Zügels bedürfe, auf sein kühles Temperament, auf ein gewisses Phlegma, das ihn nicht so leidenschaftlich durchfahren lasse, als den Südländer — so gehört diese Behauptung zu so vielen andern unwahren, oder hat wenigstens nur einen äußeren Schein für sich. Fährt die Nordländerin nicht so frisch hinein, als die Südländerin, so fährt sie doch, wenn sie sich einmal dem Strom überlassen hat, viel weiter hindurch, als jene. Denn dort ist eine ganz andere Centralkraft und Elasticität. Jene verlieren sich nicht so in andern Menschen, als die unsrigen, sie bleiben immer bei ihnen selbst, schießen immer wieder auf sich zurück. Die unsrigen aber wer will sie halten, wenn sie sich einmal haben hingehen lassen? sie können sich so aus ihnen selbst herausleben, sich ihnen selbst so entfremden, daß kaum eine Spur bleibt von dem, was sie sonst waren. Und dann bedenke man Eines, das Erste und Größte, daß wir mehr Zeit nöthig haben zur Reife und Vollendung in uns selbst; bei uns, wenn wir von den Spielen äußerer Eitelkeiten uns zu früh umflattern lassen, geht nicht allein die zarteste Blüthe des Lebens verloren, sondern alles, alles

alles versinket in elender Flachheit und Nichtigkeit — Und vollends das gewöhnliche Geschwätz, daß die jungen Mädchen und Jünglinge vom vierzehnten bis vierundzwanzigsten Jahre einander bilden und abglätten sollen — Wofür sieht das Gezücht das Leben an, wenn es an solches denkt? Denn wahrlich jungen Buben ist diese frühe Gemeinschaft eben so gefährlich, als den Dirnen.

Doch genug. Wer soll erziehen, und wer kann erziehen, wenn es nicht fromme und züchtige Herzen sind? Ohne solche ist alles Lernen und alles Wissen vergebens. Ich habe zu viele Worte gemacht über die einfachste Sache, die jedem unauflöslich bleibt, der die höchste Kunst nicht hat, die von keinen Künsten weiß.

---

## Achter Brief.

Die guten alten Heiden waren in den meisten Dingen viel weiser, als wir. Die Griechen, die ihre Weiber gar nicht orientalisch schätzeten und behandelten, gaben den Bürgerinnen die höchste Achtung und Würde im Staate; aber das öffentliche Leben versagten sie ihnen. Nur bei hohen Festen, wann die Götter ins Leben traten, oder die Menschen gottähnlich spielten, durften auch sie vor den Augen des Volks erscheinen; sonst hatten sie die Hut der Häuser und Gärten. Diese Griechen, die in den Künsten der Schönheit und Darstellung, in Spielen und Scherzen, in frischem Leben und muthigem Genuß alle andere Völker übertroffen haben, glaubten die Mütter ihrer Kinder von der Uebung und Bildung in dem entfernt halten zu müssen, was zwar dem Leben Glanz und Freude giebt, worin aber ein gefährlicher Reitz zu Sünde und Verführung liegt. Nur diejenigen Weiber, die sie nicht achteten, waren das, was man jetzt talentvolle und hochgebildete Weiber nennt. Bei unsern Vorfahren, den Germanen, war das Weib auch nicht

Sklavin, obgleich die Roheit dem stärkeren Geschlechte über das schwächere Rechte gab, die jetzt billig Unrecht heißen. Auch das Weib ward in dem Maaße freier, wie der Mensch sich mehr und mehr von roher Naturgewalt erlösete; aber alte Sitte, oder eine Art Instinkt setzte eine Gränze zwischen die Geschlechter, die jetzt kaum noch sichtbar ist, wenigstens unter der Menge gar nicht mehr gesehen wird. Die Töchter wurden in der Einsamkeit und Stille erzogen und gehalten, während die Knaben und Jünglinge sich draußen in der Freiheit herumtummelten, und auch der Frauen Leben lief in einem viel engeren Kreise der eigenen und des Mannes Familie und der nächsten Nachbarn rund, und nur bei außerordentlichen Gelegenheiten wurden sie auch in das öffentliche Getümmel und Gewimmel mitgenommen. Dies geschah höchstens zwei- oder dreimal im Jahre, und immer unter dem Schutz von Männern, denen an ihrer Ehre und Unbescholtenheit gelegen war. Das Weib hatte durch Sitte gelernt, nicht vielerlei zu begehren, nicht vielerlei zu lieben noch zu üben: Zucht, Freundlichkeit, Frömmigkeit, Stille, und Fleiß waren die Eigenschaften, die unsern Vätern an ihren Frauen gefielen; sie waren nicht solche Thoren, daß sie sie auch öffentlich genannt wissen wollten. Was sie gelernt hatten, was sie wollten, und was sie waren, war alles durch Gewohnheit geworden,

den, und hielt sich durch Gewohnheit; das Leben selbst stand unter den Frauen fast still, denn die Mode, ein ächtes Kind des Abendlandes, kam nur etwa jedes Jahrzehend mit einer neuen Kleinigkeit, und ließ die Hauptformen des Lebens unangetastet. Jene Beweglichkeit und Unruhe, die jetzt bei den Weibern mehr heimisch ist, als bei den Männern, war damals völlig unbekannt. Denn hat das Weib einmal wählen und beschließen gelernt, wie der Mann, so ist man mit ihr daran, wie mit ungezogenen Kindern, die, wenn man ihnen einmal den Willen hat schießen lassen, alles wollen: ihr freier Wille, wenn sie ihn einmal gefühlt haben, wird dann für die Männer ein rechter Despotenwille. In der bewegten Außenwelt, wo sie ungebührlich eingedrungen ist, findet der mehr gerüstete und starke Mann nur selten wenig Festes und Beständiges; sie findet es nie, und das, was in ihrer Natur immer ruhig und ganz bleiben sollte, wird auch wild und zerstückelt. Xenophon, einer der liebenswürdigsten und weisesten Männer des Alterthums, sagt in seinem Büchlein vom Hauswesen, einem Manne, der ein Eheweib suche, gezieme, eine junge Dirne von sechszehn bis zwanzig Jahren in sein Haus zu führen, nicht allein deswegen, daß er sicher sei, Kinder zu erzeugen, sondern auch, weil er sein Weib für sich erziehen müsse: jene Jugend sei noch weich

und bildbar, in späteren Jahren aber sei dem Weibe oft etwas angewachsen, das einem Karakter und Willen ähnlich sehe, sich dem Manne gegenüber stelle, den Liebesreitz der ungleichen Geschlechter schwäche, und die Eintracht des Hauses störe.

So meinte dieser Alte, so meinten alle verständige Männer und Völker. Der Mann sollte das Weib, wie viel oder wenig es sonst auch erzogen und gebildet seyn mogte, ganz als Weib in seinem Hause empfangen; in dem Theil ihres Wesens, wo sie ihm als etwas ganz Verschiedenes gegenüber steht, sollte nichts geprobt und gepfuscht seyn, da sollte er sie als etwas noch ganz Ungeformtes und Bildbares in seine Arme schließen; nicht von der Welt, nicht von Männern sollte sie da erzogen und gebildet werden, sondern von dem Manne, dessen Gemal sie ward. Und er bildete sie nach seinem Maaße. Ich rede hier nicht von einer absichtlichen Bildung, sondern von einer sehr natürlichen, die durch das Zusammenleben der Zwei sich von selbst ergiebt. Die Außenwelt und alle die Triebe und Kräfte, die sich in ihr bewegen, waren der Jungfrau ein Geheimniß geblieben, ein entferntes Wunderland, wohin nur ein dunkles Vorgefühl, eine poetische Sehnsucht der Schwärmerei die Unbewußte auf Augenblicke wies. Sie legt sich nun zum Manne, und wird sich zuerst mit wunderbarer Klarheit eines Lebens

be-

bewußt, wovon sie vorher keine Ahndung hatte, und was nie hell in ihr aufgegangen seyn würde, wenn sie ohne die führende Venus und ohne den Wunderschlüssel, womit sie das Geheimste der Welt aufschließt, in den Jahren bloßer Neugier und Beweglichkeit in diese fremde Welt hineingerissen wäre. Sie wird, selbst ohne über die Schwelle des Hauses hinauszugehen, an dem ernsteren und festeren Manne sich zuerst bewußt, was sie ist, und lernt durch ein wahres Wunder — denn Liebe ist das größte Wunder und schafft die größten Wunder — was ihr Leben ist und seyn soll, was da draußen im Getümmel der Dinge vorgeht, wohin sie nun mit sicherem Aug schauen kann, ohne von so vielen verführischen und lüsternen Reitzen gelockt zu werden, als die, welchen durch frühes Unmaaß das ganze Leben ein Gewirr von wilden Leidenschaften, unerfüllten Versprechen und Gaukeleien, und ungestillten und unstillbaren Begierden wird. Sie lernt durch ihr Herz in Augenblicken, was der Mann durch schwere Lehren und bittere Erfahrungen kaum in Jahren gewinnt. Glücklicher Mann, dem ein Weib ins Haus zieht, deren frommes Gemüth noch eine unbeschriebene Kindertafel ist! was sie lernen und wissen muß, wie leicht wird die Liebe sie darin unterweisen! und worin ihr Bildung noth thut, wie hell und bestimmt wird die Liebe ihr Bild und Gestalt da-

von vorhalten! Aber dreimal glücklich in unserer Zeit der Mann, der ein Weib mit schönen Künsten, Fertigkeiten, und Talenten gewinnt, die da, wo nur er sie bilden und gestalten kann, noch ein unschuldiges Kind ist! Wollt ihr mich fragen, liebe Kinder, wo ich suchen würde, wenn ich ein Weib bedürfte? Wahrlich, wie unsere Zeit und Sitte jetzt steht, lieber nähme ich eine, die gar nichts weiß noch kann, die stumm schweigen muß, wo unsere Damen von Zierlichkeit, Witz und Kunst überfließen, als eine, die Saitenspiel und Zeichenkunst, Sprachen und Geschichten, witzige Unterhaltung und ästhetische Mystik auf den Nagel weiß; ja fast lieber nähme ich eine aus dem rohen Volke, als aus der großen feinen Welt. Denn wenn ich alle Künste und Talente und Gaben gewinne und werde der Liebe nicht Herr, so verfliegt und verklingt mein Herz und mein Leben wie ein tauber Dunst und wie eine tönende Schelle.

So fließen die beiden Leben wirklich in einander, gewinnen durch die Weisheit der Liebe die Weisheit der Welt, und werden in Glück und Freude Eins: aus Mann und Weib wird jetzt ein Bild im größeren Stil zusammengesetzt, es wird ein Mensch. In der größten Nähe, in der innigsten Vereinigung behalten die beiden verschiedenen Naturen ihre Eigenthümlichkeit, und in dieser Eigenthümlichkeit behalten sie den

süßen

süßen Gegenreitz, der die Blüthe des Glückes und des Geistes nicht verwelken läßt. Wo die Liebe ist, da kömmt der Gehorsam, und beide streiten mit einander, wer von ihnen am meisten diene; selbst der Naturzwang wird Freiheit, der Mann bleibt Mann, das Weib bleibt Weib, und der immer enger zusammenkreisende Zirkel ihres Lebens läuft oft auf Augenblicke noch in Parallelen aus, beide zu erinnern, wer sie sind.

Diese Ansicht ist kein Traum. Dies ist eine lustige Wirklichkeit in dem Leben edler Menschen, es war allgemeiner in glücklicheren und sittlicheren Zeiten. In unserer überkünstelten Welt behilft man sich für das Glück und die Wahrheit mit allerlei Gespinsten, Träumereien, und Fantasien, und sucht selbst das Verkehrte und Schlechte an etwas Großes und Allgemeines zu hängen. Jeden Tag verspricht man neue Entwickelungen, Auflösungen, Bildungen, und Gestaltungen der Dinge, und mahlt mit großer geistiger Gewandheit allerlei Schein hin, welcher das Verworrene und Unrechte in unserm jetzigen Leben, das man denn doch fühlt, in der Gegenwart entschuldigen und in der Zukunft hinwegnehmen soll. So behaupten sehr viele, das jetzige Verhältniß und Leben der Geschlechter mit einander, was uns so verkehrt, seicht, und sündlich dünkt, was wir ein Gemisch und Gewirr

des Ungleichen unter einander schelten, sei völlig im Geist des Christenthums und müsse noch weiter geführt werden; beide Theile gewinnen dadurch, und was mir durch die Vereinigung von Mann und Weib ein ganzer Mensch heiße, das werde durch die neuen Sitten und Verhältnisse der Geschlechter in der Menge ein wirkliches Menschthum, eine Veredlung und Verfeinerung, Mit- und Durchbildung des ganzen Menschengeschlechts, welche das Alterthum nicht habe kennen können, wovon unsre Altvordern kaum eine leise Ahndung gehabt, die jetzt auch nur erst in ihren Anfängen sei, die aber, wenn sie ihre Spitze erreicht habe, das Menschengeschlecht zu einer sittlichen Freiheit und einem geistigen Adel erheben werde, dergleichen früher noch nie gesehen worden. Die frühere Welt habe bloß das männliche Princip gehabt, die neue Welt könne nur durch das weibliche Princip gebildet werden, und auch der Geist des Christenthums, recht verstanden, sei nichts Anderes, als das weibliche Princip. Die Geschlechter sollen mehr und mehr in einander zerfließen und sich verschmelzen, das Weibliche aber solle hinfort vorherrschen, das Männliche und die Männer sollen mehr und mehr gemildert, enthärtet, abgeschliffen, ja verweiblicht werden. Gebe dies gleich anfangs in der Welt einen Schein von Verwirrung, ja von Nichtigkeit und Sündlichkeit, so

solle man sich dadurch nicht schrecken lassen; das zarteste und geistigste Leben, wohin dies leiten solle, werde endlich in einer hellen welterleuchtenden und welterlösenden Flamme emporschlagen; das Menschengeschlecht, von wilden Begierden und wüsten Leidenschaften gereinigt, werde in wahrer Gemeinschaft, in jener, wovon Plato noch nichts träumte, ohne Sünde und Unruhe leben; die einem jeden geöffneten Schranken zwischen den Geschlechtern werden dann durch Sitte wirklich geschlossen seyn, wo sie geschlossen seyn sollen; jeder Mann werde Eines Weibes Mann und jedes Weib Eines Mannes Weib seyn, und Leben, Bildung, Freiheit, Genuß werde in beiden Geschlechtern sich in einer völlig gleichen Linie fortbewegen; die jetzigen Menschen seien aber nicht schlechter noch unsittlicher, als die früheren, aber jetzt sei alles noch im Beginnen; Begier und Sünde sei noch zu üppig, die Reitze der verschiedenen Naturen stehen einander noch zusehr gegenüber und locken und verführen; das alte Uebel stecke noch verlarvt in mancherlei kleinen Unpäßlichkeiten und Kränklichkeiten, es werde, wann die Geschlechter sich in den gemeinen Gegensätzen ihrer verschiedenen Natur genug durchgelebt und durchgeprobt haben, zu einer großen Krankheit werden, wo die beiden höchsten Gegensätze von Mann und Weib ihre Spitzen elektrisch zusammenschießen und ein Zeit-

alter beginnen werden, wo wirklich Geist und Tugend herrschen. Wer aber die jetzigen Sitten, die ihm vielleicht verrucht scheinen, und die allerdings noch den Schein der Verruchtheit haben müssen, wieder zu dem alten Gegensatz der Geschlechter, zu der alten Geschiedenheit der Naturen zurückführen wolle, der wolle wider den Sinn des Christenthums das männliche Princip von neuem zum Herrn machen und den Kampf zwischen Begier und Erfüllung, zwischen Genuß und Tugend, der nach und nach aussterben solle, von vorn wieder anfangen, der wolle Verhältnisse und Anziehungen, die endlich rein geistige werden sollen, zu fast bloß leiblichen machen.

Meine lieben Kinder, solchen vornehmen Klang, als diesen, solchen erhabenen Unsinn, den man wohlgefällig erhabene Philosophie nennt, verstehet ihr gottlob nicht, höret ihn auch kaum bei einem anderen Volke, als bei uns Teutschen. Denn die andern lachen oder weinen, schelten oder scherzen über das, was bei ihnen erscheint, wie bei uns; wir aber suchen immer Gründe, die noch viel feiner und tiefer sind, als solche Verhältnisse, wovon wir uns hier unterhalten, in vielfach entwickelten und verwickelten Zuständen der Bildung werden. Gerade und wahre Seelen, die zugleich tapfere und tie-

se Seelen sind, werden durch solches zierliche und feine Geschwätz nicht getäuscht. Aber wie wenige sind dieser jetzt? wie wenige stecken nicht mit in der dumpfen Verwirrung und Bethörung! Für die meisten hat alles, was schimmert und blendet, jetzt einen viel größeren Reitz, als die schlichte und einfältige Wahrheit. Denn allerdings liegt in den Worten, die wir eben gehört haben, Wahrheit mit Lügen gemischt, und ist mit so schönem Schein übertüncht, daß man leicht getäuscht werden kann, um so vielmehr, je gewohnter man ist, durch etwas, das hochgeistig und idealisch scheint, sich überwinden zu lassen.

Was Plato und andere Alte mit ihm von Gemeinschaft der Geschlechter gesagt haben, gehört wenig hieher. Das entsprang wahrlich nicht aus der Idee, daß das weibliche Princip vorherrschen solle, sondern war recht eigentlich aus dem männlichen Princip geschöpft; und, wenn ich es hier genauer entwickeln dürfte, so würden die Weiber, welche diese Gewaltigen wollen, ihn wenig zu loben haben. Seine Welt war noch die jugendliche und unsündliche, wo alles nach Kraft und Wirkung, nicht nach Sinn und Richtung geschätzt ward. Aber wenn man ihn hiebei auch nicht festhalten will, so hat

er

er noch eine andere Seite, grade seine glänzendste, wo er gar so leiblichdick nicht gefaßt werden kann, als die, welche sich auf ihn berufen, ihn fassen. Denn wenn er eine Zeitlang durch den tiefsten philosophischen Ernst und die idealischeste Wahrheit mit uns gegangen ist, so ergötzt er sich und uns mit poetischen Spielen; er streut die Zwischenräume wo er sich erholen will, mit bunten Blumen und Steinen aus, spielt mit einer erstaunlichen Gewandheit und kindlichen Liebenswürdigkeit in einer Unendlichkeit von Launen, Einfällen, und Arabesken: kurz, er wird ein großes poetisches Kind, das den tiefsten Tiefsinn und die mannigfaltigsten Ansichten der Welt und des Herzens in den wunderbarsten Gestalten, Scheinen, und Aehnlichkeiten hinspielt. Aber wer in den Augenblicken, wo er ihn liest, kein Dichter ist, der bleibe von ihm; denn er wird nicht begreifen, was das Kinderspiel mit den erhabensten Wahrheiten ist. Auch wird keiner sich dieses göttlichen Menschen freuen, der nicht ein lustiges und kindliches Herz mitbringt; denn sich selbst muß er ganz aufgeben und sich so in die platonischen Spiele hineinspielen lassen, um zu empfinden, was diese obligaten Vorspiele und Vorscheine bei großen Geistern bedeuten.

Was über den Geist des Christenthums und über

die

die Herrschaft des weiblichen Princips, die dadurch in die Welt gekommen, gesagt worden, hat seine volle Richtigkeit; aber unrichtig ist es in der Anwendung, die man davon macht. Jene Milde der Liebe und des Erbarmens, jene Huld und Anmuth, jene Demuth und Entsagung, jene innere Begeisterung über alle irdische Thaten und Größen hinaus, die das Christenthum als die höchste Tugend gelehrt und bewährt hat, liegen in der Weiblichkeit auf das tiefste begründet: ihr Name heißt Weib. Der Troz und Uebermuth, die Härte und Barbarei der früheren Zeit soll dieser sanften Göttin die Knien beugen, der Mann soll die Zartheit, die Kindlichkeit, die Demuth des Weibes nicht allein ehren, sondern seine feste, mächtige und drohende Gestalt soll sich mit ihrem milderen Schimmer färben, das trotzige Angesicht der Kraft und des Selbstgefühls soll sich in stille Heiterkeit verwandeln, und der Herr des Weibes soll ihr Gleicher werden. Von diesem unsichtbaren, in Milde und Wehmuth überfließenden Geist durchweht, soll er die Dinge nicht mehr leiblich, sondern geistig genießen. Aber soll er deswegen sein Fleisch und Gebein ablegen? soll er Kraft und Festigkeit nicht mehr für seine erste Tugend halten? soll er da wimmern und ächzen, wo sein Großvater jauchzete und frohlockte? soll er da weibisch zurücktreten, wo

jener männlich vorschritt? soll er deswegen auch das weibliche Hinspiel zu allerlei Nichts für sein Leben, die weibliche Süßigkeit und Freundlichkeit für einen Ersatz der Arbeit und Strenge halten, die ihm geziemt? Nein, das soll er nicht: er soll kein Weib seyn. Offenbar aber ist es, daß die weibischgewordenen Männer sich mit solchen Ansichten zu trösten suchen, wenn sie ja einmal ihr Gewissen fühlen, daß sie das Leben da verlassen haben, wo sie es anfassen und halten sollten; daß sie blöd, feig, ohnmächtig, und elendig zu der Rolle der Rocken und Spindeln sich zurückziehen, wo sie vorschreiten und der Arbeit und Gefahr die Stirn bieten sollten. Es war einmal ein großer Soldat und Feldherr, er hieß Narses, weder Mann noch Weib, so schlimm war das Schicksal seiner Jugend gewesen. Er hatte seinem Kaiser von Konstantinopel Italien erobert, und die Barbaren an der Donau und die Perser am Euphrat in manchen blutigen Schlachten besiegt. Als er betagt ward und den Lohn seiner Tugend und Tapferkeit hoffete, da schickte ihm eine junge Kaiserin eine Spindel zu: er sollte unter die Weiber zurückkehren, aus deren Mitte er ausgegangen war, als er die Gefahren des Krieges für die Weichlichkeiten des Pallastes wählte. Der Verschnittene fühlte die-

ses

ses Geschenk der Kaiserin als einen Schimpf, und man sagt, daß er den Longobarden den Weg nach dem Italien wies, das er vor fünfzehen Jahren einem undankbaren Herrn erobert hatte. Wie viele Spindeln könnte man jetzt schicken unter die, welche noch Männer genannt werden? und wie viele würden ergrimmen können wie Narses, der kein Mann mehr war? — Und wenn ihr auf eurer Weiblichkeit bestehet, sollt ihr denn Weiber, sollt ihr denn weichlich und weibisch seyn? antwortet mir! Eure Weiblichkeit, euer Christenthum mit dem herrschenden weiblichen Princip müßten doch wohl etwas offenbaren, das Geist und Leben ähnlich sähe, worin Bewegung, Reitz, Muth wäre? O schämet euch, ihr, nicht Männer, sondern alte Weiber! Diese Zerflossenheit unter einander, diese weibische Weichlichkeit und männliche Weiberei, diese Armuth an Leib und Geist, an Kraft und Seele — dieses ganze mürbe, weiche, unbeschreibliche Ding, das jetzt europäisches Leben heißt — dies ganze hohle und leere Nichts voll Faulheit, Sünde, und Lüge sollte der Anfang einer geistigen Epoche des Menschengeschlechts seyn? O ich kenne es zu gut, mir bildet ihr nichts ein; ich habe die Sünden unseres Zustandes mitgefühlt und mitgethan, ich darf davon sprechen, ich darf die ganze Elendig-

keit

keit hinstellen wie sie ist, denn ich stelle mich immer mit hin. Wir wollen einmal sehen, was die Männer durch das große weibliche Princip geworden sind und wie das Leben aussieht, woraus der Glanz einer neuen Weltordnung aufgehen soll.

---

## Neunter Brief.

In meinem vorigen Briefe, meine lieben Kinder, wollte der Unmuth fast mit mir durchgehen, und weil ich das fühlte so brach ich kurz ab und ließ die Männer und Weiber und das männliche und weibliche Princip und alle die tiefen Geheimnisse und seltenen Wunder, die, wie man uns erzählt, unter der jetzigen Zeit und ihrer scheinbaren Verwirrung verhüllt liegen, seyn wie sie sind. Sie werden auch wohl so bleiben; aber seinen liebsten Freunden darf man wohl sagen, wo es einem weh thut. Sie wissen wohl, daß ich kein so eitler Narr bin, zu meinen, ich sei und lebe den andern nicht gleich; ich will gern noch einmal bekennen, daß, wenn ich zu schelten scheine, ich auf mich selbst mit schelte; ich will gern bekennen, daß ich vielleicht schlechter bin, als viele, und vielleicht deswegen draußen so viel Zwietracht und Unruhe fühle, weil in mir so viel Zwietracht und Unruhe ist. Wenn ich mich also auflehne gegen Zeit und Leben, wenn viele mich einen Aufrührer nennen gegen das Hohe und Heilige,

lige, das sie in ihnen wandeln sehen, so mag das wohl nur ein Kampf gegen eigene Sünde und Schwäche seyn. Ja freilich ist es das; denn wäre ich rein und tapfer wie ein höherer Geist, so würde ich wohl auch zürnen und schelten, aber in einem anderen Tone. Doch meine Eitelkeit braucht keine Verzierung, die Wahrheit auch nicht. Ich sehe zu, wie die Dinge sind, und beschreibe sie. Finden Sie, daß alles schief gesehen ist, so sagen Sie, ich sei ein Blinder oder ein Narr.

Der Mann soll der letzte und größte Erzieher des Weibes seyn, ihr das feste Gepräge geben, wodurch sie, ihrer Natur immer bewußt, in ihr selbst beständig bleibe und nicht nach Fremdem hinaus wolle. Diese Erziehung, die, selbst des Lebens höchste Kunst, keine Kunst mehr ist, verlangt nichts weiter als einen Mann; findet sie ihn nicht, so wird es nichts und geht, wie es gehen kann: man ziert, schnitzelt, flickt, und stümpert an einem Leben, das kein Leben mehr ist, und bei dem besten Willen vergeht alles zuletzt in Lüge und Elend und in den vielen kleinen und halben Künsten, womit man sich für die Eine große Kunst behilft, die mit der Einen großen Natur zusammenfällt. Ich Blinder hole wenigstens keinen andern Fund aus dem, was die meisten jetzt ihr gebildetes und verfeinertes Leben nennen. Ist der

Mann

Mann ernst, thätig, tapfer, frisch, ruhiger Halter der Gegenwart, begeisterter Ergreifer der Zukunft, immer zugleich stillstehend und fortstrebend — dann ist das Weib glücklich und sittlich, ihr ist eine gediegene Gestalt hingestellt, woran sie sich halte, eine Burg des Stolzes, wodurch sie sich schirme; sie erkennt in dem Manne dann ihren gewaltigen Herrn, er erkennt in ihr nur seine anmuthige Freude; sie giebt ihm Milde, er giebt ihr Stärke; er schreitet draußen in dem Streite wie ein Gott einher, sie steht wie ein Engel daheim in dem Frieden. Aber ist der Mann dies nicht, so wird es gefährlich für beide. Das Weib sucht Kühnheit, Festigkeit, Stolz; jenem Sinn, der draußen jeden Augenblick auf Leben und Tod alles drein setzt, will sie sich nur unterwerfen. Findet sie dies nicht bei dem Einen, dem sie zufiel, sie sucht es bei andern, jagt, auch wenn es nirgends mehr ist, wenigstens nach Scheinen umher, bis das Leben sich endlich matt zerflattert und von nichts mehr gezogen wird. Denn immer und ewig sieht das Weib aus nach einem herrlichen Herrn, dem sie gern diene. Auch durch diese Gewalt gewinnen die Sieger so leicht die Weiber der Besiegten. Viel duldet eine Frau, wenn ihr Mann nur Herr zu seyn versteht. Die Kraft des Zorns und des Befehls will sie in ihm sehen; selbst wenn dies zuweilen ungerecht auf sie fährt, hat sie

es viel lieber, als jene Beklommenheit, die nie zürnen kann: solche nennt sie mit Recht Weichlichkeit. Alle lustigen Spiele mit feinen Künsten, mit ästhetischen und mystischen Zeitvertreiben helfen dem armen Manne nichts; sie machen den Vogel, der doch einmal entflattern sollte, nur früher flügge: die Treue hält nicht an dem, der ihm selbst untreu ist.

Meine lieben Kinder, ich fühle mich selbst fast verwirrt, so wie ich aufgefordert werde, von dem Verwirrten zu sprechen; denn das ist ein eigenes Schicksal unserer Zeit, daß sie, sobald wir sie schärfer anschauen wollen, uns ein so buntes Bild zurückwirft, daß wir verblendet nichts zu sehen glauben. Oder ist es denen, die ihr eigenes Zeitalter anschauen wollten, immer so ergangen? Ich muß dies fast glauben aus dem, was mir begegnet. Es liegt in diesem Versuch auch wirklich ein Hochmuth; es ist, als wenn man seine Geburt und sein Leben zerlegen und dann in seinen einzelnen Zügen belauschen wollte; man greift da so leicht das Kleine und Flache, das zunächst liegt, und übersieht das Große und Tiefe; ja man muß es übersehen, denn in demselben Augenblick, wo man es ganz durchdränge und ergründete, müßte man vergehen. Es geschieht uns bei dieser Kühnheit wohl mit Recht, was, wie man sagt, denen geschieht, die ihnen selbst bei lebendigem Leibe erscheinen: Erstaunen,

Schre-

Schrecken, und endlich banges Ahnden erfüllt sie. Nicht anders scheint es uns zu gehen, wenn wir die Geisterwelt herausfordern, uns gleichsam ohne Leib äußerlich zu erscheinen: wir sehen meistens nur Gespenster, und wenn wir durch die häufige Wiederholung dieses Spiels zuletzt nicht mehr erschreckt werden, so werden wir durch ein gewisses unlustiges und fremdes Gefühl, das uns oft plötzlich überfällt, doch erinnert, welche Gefahr in diesem Unterfangen ist und in welcher Verwirrung wir vielleicht unbewußt hangen. Eine solche Herausforderung der Geisterwelt, woraus leicht ein nächtliches Gespensterspiel werden kann, ist offenbar die Betrachtung seiner selbst und seiner Zeit; und wenn die meisten Zeitgenossen, wenigstens die, welche nach einigem Bewußtseyn streben, durch einen unwillkührlichen Reitz zu dieser Selbstbetrachtung hingezogen werden, so kann man daraus rückwärts gewiß allerlei wunderbare Schlüsse machen auf das Zeitalter, den allgemeinen Schluß wenigstens, daß den Zeitgenossen wohl etwas Außerordentliches begegne. Und, theure Freundin, etwas solches, glaube ich, begegnet uns wirklich jetzt, auch wenn wir nicht auf die glänzend blutigen Prachtstücke und Trauerspiele hinblicken, wofür jeder Zeitungsschreiber in die Posaune stößt. Wir treiben alle auf einem Strom, dessen gewaltige Wasser wir nicht sehen, mehr

und mehr aus dem Leben heraus, jeder auf seiner einzelnen Welle, in einsamer Vergänglichkeit, zuweilen in einsamer Größe, gleich den Göttersöhnen Prometheus und Herkules, deren erster vom Kaukasus seine in den Thälern der Erde wimmelnden Menschen wehmüthig überschauete, und deren zweiter auf den unbeschifften Wogen des hesperischen Oceans neue Wunder zu erkunden segelte. Aber der Heroenstolz der früheren Alter ist lange dahin; wir Christen sind die Menschen geworden, die im Gefühl der Einsamkeit immer Gesellschaft suchen, die, wie sie auch durch fremden oder eigenen Willen in die Verlassenheit gekommen sind, immer die Sehnsucht tragen, sich mit der Welt wieder zu verbinden, oder die, wenn diese Welt ihnen völlig aus einander gefallen scheint, die Anforderung des Muthes in sich empfinden, sie wieder zusammenzubauen. Die Trauer unserer Einsamkeit, die Sehnsuchten des Herzens, die wir darin fühlen, die Entschlüsse der Kühnheit, die wir etwa darin fassen, sind aber ganz andere, als die ein Prometheus und Herkules oder ein Pythagoras und Platon in ihren Tagen hatten. Das Ungeheure, was wir erlebt haben, die erstaunlichen Wechsel, wodurch alle Dinge gegangen sind, und die gewaltigen Strebungen, die nach allen Weltenden hin für neue Ziele auslaufen, haben manches Gemeine und manche ge-

meine

meine Sprüche, die noch bei unsern Vätern galten, hoffentlich auf immer vernichtet. Wer würde es jetzt noch wagen, wo von höchsten Dingen geredet wird, die Schande auszusprechen: es geschieht nichts Neues unter der Sonne, alle Dinge laufen rund in einem Kreise vom Guten zum Schlechten und vom Schlechten zum Guten, und wann ein gewisser Punkt erreicht ist, beginnt es nach früherer Weise wieder von vorne? Denn das verdanken wir unserer Zeit, wenn wir ihr nicht mehr verdanken, daß sie uns in einigen Jahrzehenden gleichsam durch das Gefühl aller Stufenalter früherer Geschichten des Menschengeschlechts gerissen hat: wir haben in uns selbst solche Umwälzungen erlebt, daß wir nicht allein gefragt und geforscht, sondern auch geahndet, empfunden, ja hie und da schon begriffen haben, wie Gott und sein Schicksal ältestens in die Welt der Dinge trat; wie er die Menschen führte, lehrte, entwickelte; durch welche Wechsel und Verwandlungen der Gestalten und seiner eigenen Erscheinungen und Offenbarungen er von Volk zu Volk und von Zeitalter zu Zeitalter ging; wie er mit dem Christenthum endlich auch zu uns Westländern kam; ja einige wollen nun schon wissen, vielleicht noch zu früh und zu vermessen, wohin er künftig mit uns will. Jedes Zeitalter, von ihm

ihm selbst sprechend und über sich selbst urtheilend, hat gesprochen und geurtheilt: Solche Zeit, als wir erleben, ist nie gewesen. Es hatte Recht; aber man nannte es oft Eitelkeit: man wird es hinfort nicht so nennen. Aehnlichkeiten wiederholen sich in allen Zeiten, Gleichheiten hat noch keiner gewiesen. Wenn wir nun uns selbst anschauen und unsere Zeit, wir verarmte, auf der einzelnen Welle unserer gedankenvollen Trauer im Weltenstrom hinschwimmende Menschen, wir weitumherblickende, vielwissende, vielduldende, und vielhoffende Menschen, so sprechen auch wir im tiefsten Gefühl unsers Verhängnisses: ein solches Zeitalter war nie; wir sprechen es kühner, aber auch tragischer aus, weil wir in wenigen Jahrzehenden die tiefsten und höchsten Freuden und Leiden aller Zeitalter gefühlt haben. Dies Eine wissen wir, wenn nichts mehr.

Wohin, meine lieben Kinder, will ich mit diesen Worten? und was haben sie mit unsern Fragen zu thun? Vernehmt mich ferner, wie ich von den Zeiten und Völkern wieder auf den Mann komme, der seinem Weibe die letzte vollendende Erziehung geben sollte.

Es ist wahr, in der Geschichte sind nur ähnliche Erscheinungen, täuschende Scheine, als komme Manches in derselben Gestalt und unter denselben

Verhältnissen wieder, wie es in der Reihe der Dinge irgendwo schon einmal da gewesen; aber doch ist nichts Gleiches je erschienen, und so reich ist die unendliche Fülle der Gottheit, daß die tausendmaltausend Leben, wie sie in dem umrollenden Strom der Stunden sich ablösen, bei allen vielfachen Aehnlichkeiten jedes sein eigenes Etwas hatten, wodurch sie verschieden waren. Aber größer und kleiner sind die Unterschiede. Still und sanft rollen manche Zeiten und Geschlechter in einander, ohne daß sie einer Scheide gewahr werden und von sich sprechen, als von besonderen Zeiten und Geschlechtern; wird ja von Zeiten gesprochen, so geschieht es nur mit den frommen, halb fröhlichen halb wehmüthigen, Empfindungen, womit Kinder von ihren hingegangenen Aeltern erzählen, es geschieht aus des Menschen innigstem Bedürfnisse, sehnsüchtig zur Vergangenheit zurückzublicken, wo die rechte Wurzel des Lebens der Gegenwart ist und wohin sogar ihr stäubender Blumenduft — wenn sie dessen hat — mehr fliegt, als zur Zukunft. — Aber andere Zeiten sind, die viel von sich selbst sprechen, wenige, die fast allein von sich sprechen. Was bedeutet dies in der Geschichte? Es bedeutet Krieg und Zwietracht des Lebens, aufgeschüttelte Kräfte mit ungewöhnlichen Bewegungen oder gar mit zerstörenden Wellenbrandungen. Es würde sehr anziehend seyn,

die verschiedenen geschichtlichen Jahrhunderte mit dieser Ansicht durchzuwandeln und die Stimmen der großen Berichterstatter und Darsteller der Zeit über sich selbst und ihre Zeitgenossen zu vernehmen, derer nemlich, die im vollen Ernst aus sich selbst und also aus ihr heraussprechen. Wenn wir nur bei dem Nächsten stehen bleiben, welch ein anderer Klang der Hoffnung, des Lebens, und des Strebens der Europäer im Jahr 1780, und nun heute dreißig Jahre später! und dann der große Strich, den das allmächtige Schicksal zwischen diese dreißig Jahre gezogen hat, die Gewalt, womit sie alle Abgründe, die dazwischen lagen, gefüllt und alle tausendfältig aus einander laufende Linien in Eine alle verschlingende Centrallinie gerissen hat. Einmal nur ist ein Zeitalter gewesen in der historischen Welt, das in Vereinzelung aller Kräfte, in Selbstverlassenheit und im Gefühl des Mangels, mitten unter den höchsten Strebungen und Arbeiten der Edleren, eine ferne Aehnlichkeit hatte mit dem jetzigen, wo von den Muthigeren und Besseren in den innersten Kammern der Welt und des Herzens eben so rastlos hin und her getastet und geforscht ward, um zu finden, wodurch das Zerfallene und Zertrennte wieder zusammengefügt und ein Heil aus dem Unheil erweckt würde. Da, wo jeder auf sich selbst zurückgetrieben ward, wo die Last der ganzen Welt und des

ganzen Weltelends sich noch zermalmend auf die eigenen Gebrechen und Mängel mit hinabsenkte, deren volle Schwere er in seiner Abgeschiedenheit nun zuerst in ihm selbst fühlte — da klagte, schalt, fluchte, segnete, betete, und prophezeiete auch ein jeglicher von sich und von der Zeit, fast wie in unsern Tagen geschieht, und die Besten und Tapfersten waren damals nicht glücklicher, als sie jetzt sind: ihr Wirken und Wollen schien in wüstes Nichts hinzufahren, sie erlebten wenig Freude an den Mitlebenden, und auch hinter ihren Gräbern konnte man kaum an einzelnen Spuren weisen, wohin die leuchtenden Geister ihrer Ideen und Thaten gegangen waren. Die Zeit, wovon ich spreche, sind die ersten Jahrhunderte, die wir nach Christi Geburt rechnen. Das Alte war lahm geworden, das Neue sollte erst gehen lernen; auch ward das Alte nimmer lebendig, es verwelkte völlig auf seinem Boden; nur der Same ward von ihm genommen, um das Neue zu befruchten, nur einige Gerüste und Formen desselben behielt man, worin das Neue gefügt und gegossen werden sollte: aber durch das Geheimste, was in allen Zeugungen und Bildungen dunkel waltet, entstanden in den alten Gerüsten und Formen andere Gestalten und Bilder, als man erwartet hatte. Erst unsere Zeit hat angefangen sich recht darüber zu verwundern und die Erklärung dieser

Verwunderung zu versuchen. Das war denn ein Zeitalter von dreihundert bis vierhundert Jahren, wo die Mehrheit der Menschen des Lebens, der Freude und der Götter mangelte, wo alles mehr und mehr die Gewalt und Vernichtung der Sünde fühlte, wo die Besseren neue Bündnisse mit der Geisterwelt anzuknüpfen suchten, aber die Auflösung und Erlösung spät kam. Wir wollen hoffen und beten, daß es uns nicht so ergehe. Ich glaube auch, daß wir nicht erst jetzt, nicht erst seit den letzten zwanzig Jahren in unser Zeitalter getreten sind, sondern gewiß schon ein halbes Jahrhundert darin stehen, und drittehalb Jahrhunderte, seit der Reformation durch Luther, langsam dazu hingeschritten sind.

Was Gott mit uns gewollt hat und was er nun mit uns will, daß er alles hat geschehen lassen, wie es jetzt am Tage ist, das haben viele weise und gute Männer gefragt und erklärt und fragen und erklären noch immer manche. Bis auf einen gewissen Punkt hin lassen sich auch von allen Dingen und Begebenheiten die Scheine und die Wahrscheinlichkeiten zeigen; aber eben weil sie bis auf diesen Punkt hin sich von so verschiedenen Seiten zeigen lassen, daß auf jeder Straße eine Menge Gläubiger wandelt, so müssen wir zuletzt doch alle wieder zurück zu dem Einen Unerklärlichen und mit den Unmündigsten gläubig ausrufen:

rufen: Gott will es so. Wenn man das Jetzterlebte betrachtet, will es einen oft dünken, als könne man durch die zwei letzten Jahrtausende bis auf heute einen langen Strich ziehen, und sagen: wir europäische Christen sind die ausgestoßenen Kinder, die nun erst in der Welt leben lernen sollen; die Wiege und den Kinderblumengarten, die wir noch von der alten Welt geerbt hatten, hat man uns nun zerschlagen und umgewühlt, und wir müssen in die weite wüste Welt hinein und uns etwas Neues bauen. Wenn Viele wehklagen, das Christenthum und sein Glück seien in den letzten Jahrzehenden untergegangen, so rufen andere frohlockend, es gehe jetzt erst auf, es komme nun jenes Bewußtseyn und jene Besonnenheit, welche die ewigen und unsterblichen Güter, die Christus seinen Jüngern verheißen hat, wirklich ergreifen und festhalten können. Daß aber die armen ausgestoßenen Kinder sich nicht zu helfen wissen und in der Irre umherlaufend schreien und toben, das sei eben so begreiflich, als traurig. Wir, lieben Kinder, haben auch diese Hoffnungen, wenn wir auch nicht wissen, wohin Gott mit uns will; wir sehen die wunderbare Gewalt, womit das Christenthum die Welt beherrscht und gehalten hat; wir sehen, wie es die Kraft ist, welche auch jetzt das tiefste Leben der Welt unwiderstehlich forttreibt, welche die Gläubigen wie die Un-

gläu-

gläubigen ergriffen hat und als allgemeiner Weltgeist so allmächtig durch die Zeiten hinwandelt, daß heidnisches Streben und weltliche Gesinnung das Leben, das vormals war, nimmer wieder auferwecken werden. Die letzten Zeiten, worin unsere Großväter schon gelebt haben und wir noch leben, sind wunderbar genug; im Vertrauen auf das Gemüth und auf die freie Kraft christlicher Begeisterung haben wir Protestanten dem Geist alles überlassen zu schlichten, zu ordnen, und zu verwalten: Himmel und Erde ist ihm übergeben worden, wie nie in früheren Weltaltern; was Glaube, Wahn, Gewohnheit, von mächtigen Priesterhänden gezügelt, zusammengehalten hatten, ward los gelassen und hat sich gelöset unten und oben, wie wir es sehen. Unser Streben, weil der lebendige Weltgeist darin war, hat auch die andern Christen gefaßt, die sich noch Katholiken nannten; es ist in dreihundert Jahren in ganz Europa immer mehr und mehr protestantisch gelebt und gestrebt worden. Nun sind die alten Formen zerbrochen, die alten Gerüste niedergestürzt, viele sind zerstoßen und zerschlagen, fast alle haus- und heimatlos, manche fühlen sich in völlig bisterer Irre; da ist des Gewimmers, Wehklagens, und Geschreies kein Ende. Und wir thörigte große Kinder wollen nicht wissen, daß wir ja alle auf diese Trümmer und diesen Schutt der Dinge,

ge, worauf es uns jetzt so unlustig ist, hingearbeitet haben: jetzt, da das Morsche um uns zerfallen ist, gebärden wir uns, als habe es eben noch herrlich da gestanden. — Und wahrlich, daß ich es mit Einem Worte sage, mich dünkt, wir Christen haben draußen noch kaum etwas Herrliches gehabt, unsre Herrlichkeit ist noch nie so äußerlich und politisch gewesen, als die der alten Welt, sondern sie war von jeher mehr innerlich und geistig Im Mittelalter hat die geistige Gewalt unsre Kindheit wunderbar erhalten und geleitet durch das Priesterthum; ohne den festen äußeren Bau und die Uebereinstimmung und Abwägung der Gesetze und Verfassungen, welche wir an den trefflichsten alten Staaten bewundern, sind wir auch bestanden, ja die meisten von uns sind schon ein paar Jahrhunderte bestanden ohne alle die äußeren Bindungsmittel, welche die alte Welt gewaltig, das Mittelalter leidlich hatte, der Orient in seinen versteinerten Sitten, Gewohnheiten, und Verfassungen noch hat. Jetzt ist auch das letzte Bindende zu Staub zerfallen, und wir leben wenigstens noch. Viele behaupten, hier sei unsere Herrlichkeit und Erlösung, der Anfang jener Freiheit, die uns der Heiland versprochen, die Einführung der ersten geistigen Herrschaft auf Erden: nur noch einige Jahrhunderte, daß der Geist den Leib besiegt und alles durchdrungen

habe,

habe, und unsere Enkel werden in wirklicher christlicher Freiheit, in jener männlichen und stolzen Begeisterung wandeln, die lächelnd auf das thörigte Wahngeschrei unserer Tage hinblicken könne.

Was thun wir, meine lieben Kinder? Wir stimmen viel lieber ein in den Jubelton dieser Begeisterten, als in die Flucht der Feigen oder Buben, die mit kleinlicher Gesinnung zu dem Alten zurückwollen, oder die das, was ihnen schon neu heißt — es ist doch kaum erst in der Geburt — wieder an das Todte knüpfen, und das Lebendige so durch das Todte ermorden. Die alten Formen sind wirklich eine abgestreifte Schlangenhaut, worein nur Teufel und Teuflischgesinnte auf alte Weise wieder zurückkriechen wollen. Was in Sitten, Weisen, Künsten, Tugenden des Menschen sonst alt genannt wird, heißt nicht in demselben Sinn so; denn dies alles, obgleich in den verschiedenen Zeiten und Ländern auch mit verschiedenen Gestalten ins Leben tretend, ist an sich das Ewiglebendige, und geht so von Geschlecht zu Geschlecht fort, darf auch nur, wenn man nach Jahren zählt, alt genannt werden. Es sind hier zwei Partheien, und zwei Wege, worauf sie hinweisen. Die erste ruft: weil ihr das Alte thörigt und verrucht verließet, ist euch mit Recht widerfahren, was ihr in diesen Tagen erfahren habt; zurück, zurück dahin, wo eure

Groß-

Großväter standen! Will diese Parthei am billigsten erscheinen, so gesteht sie höchstens, daß dem Alten etwa begegnet ist, was schlecht besorgtem Wein begegnet; durch Umfüllung auf andere Fässer, durch Auffrischung und Versetzung mit neuen Arten werde die vorige Kraft wieder drein kommen. Die zweite Parthei dagegen ruft: nichts mehr von dem Alten! was zerfallen und vergangen ist, das hat die Zeit verdammt; nur frisch vorwärts in dem Neuen! Gott wird zu seiner Zeit der Welt wieder Gestalt geben, wir sollen nur dem Strom folgen, und der hohe Beruf eines jeden Bewußten ist, so viel er an seinem Theil kann, den mächtigen Geist wach und lebendig zu erhalten, der durch den trägen und traurigen Schutt der Trümmer und Leichen und durch die faule Schwachheit und feile Büberei hinbraust, und in Leuchtungen funkelt und einst ein Donnern und Blitzen wettern wird, die einschlagen werden, wohin die Augen der Blinzelnden nicht reichen können. Diese Zweiten aber spalten sich wieder in zwei. Die ersten glauben, dieser Anfang der rechten Erlösung der Welt durch den hohen Geist des Christenthums, der nun schon von ferne her wetterleuchte, werde fortfahren in seiner feurigen Arbeit, bis die letzte Spur des Alten, was wirklich alt war, vertilgt sei, dann werde sich auf den Trümmern eine neue Gestalt erheben und Staat

und Religion auch äußerlich in wirklich christlichen Formen da stehen, wie es geistig freier und bewußter Menschen würdig sei; denn die Einführung gleicher Geisterwürde, die Wirklichmachung des Anrechts aller Menschen, wahrhaftig Wissende zu werden — das sei das Ziel des Christenthums. Jetzt sei die Pflicht der Guten, in Muth und Freudigkeit auszudauern und die Zeit tragen zu helfen, denn freilich das jetzige Geschlecht werde zugleich in Eis und Feuer durch ein fürchterliches Fegefeuer geprüft, wodurch nur der Weg in den neuen Himmel gehe. Die zweiten dieser zweiten Parthei glauben, die Schranken der bisher vielen immer noch geschlossenen Rennbahn seien einem jeden nicht nur auf ewig geöffnet, sondern auch ringsumher niedergerissen; es werde hinfort keiner Schranken, keiner äußeren Gestalten der Dinge mehr bedürfen; der freieste Geist werde nun seine Unermeßlichkeit durchfliegen und dem ganzen Menschengeschlechte eine Glorie und Majestät bringen, worin es, fortschreitend von Freiheit zu Freiheit und von Licht zu Licht, ohne alle Bande wandeln werde; jetzt sei freilich noch eine Art Fegefeuer da für die Blöden, aber wann sie einmal durch die Flammen gedrungen, werden sie sich ihren Himmel nicht wieder nehmen lassen; Staat und seine Form, Sitten, Gesetze, Religionen der Mündigen werden dann

nicht

nicht mehr als besondere Dinge genannt werden; schon jetzt erprobe sich, wohin es mit ihnen wolle, weil alles Neue und Neueste, das man nach altem Zuschnitt und auch wohl mit alten Gesinnungen mache und einrichte, nirgends recht anfassen und als wirklich lebendig in die Welt eingreifen wolle.

Man wird von einem ganz eigenen Gefühl ergriffen, wenn man, selbst in dem wogenden Zeitenstrudel stehend und aller Kraft bedürfend, um sich darin nur aufrecht zu halten, von den Meinungen, Hoffnungen, Verkündigungen und Weissagungen der Mitkämpfenden so ringsher umbraust wird; es braucht vieler Besonnenheit, wann alle die Warnenden, Lehrenden, und Wissenden um uns laut sind, nicht selbst einem verdumpften und verstumpften Schüler ähnlich zu werden, der, durch die Menge der Meister betäubt, mit offenem Munde in die leere Weite hinausgafft. Ich will mich nicht länger bei der Thorheit aufhalten, Meinungen über Meinungen zu geben, sondern lieber sagen, wie ich die Zeit empfinde.

Unumwunden sage ich denn zuvörderst, worauf ich oben schon hingespielt habe, daß die ersten achtzehnhundert christlichen Jahre mir nur der Eingang zu dem Christenthum geschienen haben, wo man durch das Gängelband des alten Heidenthums so leidlich fortgeleitet ward, bis dies endlich völlig zerriß, wo man

in

in der Hülflosigkeit recht ernstlich fragen mußte, was denn das Christenthum sei und wolle. Jetzt fängt sein gewaltiger Geist an durchzubrechen und die Welt und ihre Sünden und Gebrechen zu beleuchten; auf einmal übersehen wir nun unsere ganze Armuth; keine Burg, keine Säule, nicht einmal ein Wegpfosten mehr da, woran wir uns halten könnten; alles liegt darnieder, die einen rufen: laß liegen! die andern: baue wieder auf! So ist es fast bei allen Europäern; einige dem Centralfeuer dieser neuen Welt entlegnen Völker hat es noch nicht ganz erreicht, doch wird es auch zu ihnen kommen. Am hellsten erscheint es an uns Teutschen. Wir waren die ersten Fackelschwinger zu dem Phönixbrande des neuen Heils, was viele neues Verderben gescholten haben; wir schwingen die prometheischen Flammen noch am frischesten, hier wie die Weisen, welche die Sonnen und die Gestirne und die Götter, die auf ihnen wohnen, zu ihrer Verwandschaft herablocken, dort wie die Thoren, in deren Händen das Feuer zu Blitzen wird, die uns verzehren und zerschmettern. Was sollen wir hieraus für uns hoffen oder fürchten? werden wir die ersten seyn, die durch dies Feuer hindurchkommen und in verjüngter Herrlichkeit da stehen? oder sind wir bestimmt, als Geräthe für die übrigen Völker verbraucht zu werden, von der Flamme, die wir angezündet haben und im-

mer

mer noch frisch anschüren, gefressen zu werden, damit sie einst in Herrlichkeit wandeln? — Auch darin sind wir von den meisten andern Völkern merkwürdig verschieden, daß, wie wir äußerlich als Volk lange zerfallen sind, wir eben so noch immer diejenigen sind, die bis jetzt am wenigsten streben sich äußerlich und politisch zu gestalten. Während andere Völker frohlockend verkündigen, daß sie sich neue Einrichtungen und Verfassungen geben, sich auch wohl gebärden, als ob durch sie alles sogleich einen frischeren und lebendigeren Schwung gewinne, sind wir dagegen die kältesten und gleichgültigsten bei dem, was die eigenen Fürsten oder was Fremde uns bringen; auch in dem Neuesten und Modernsten, was man uns umhängt, fühlen wir uns, wie sich Menschen etwa fühlen würden, denen man aus alten Rüsthäusern die Kleider und Geschmeide längst vergangener Geschlechter hervorholte und sie sich darein kleiden hieße: es sitzt alles auf uns, wie das Todte auf dem Lebendigen, und stillschweigend scheinen wir so mit denen übereinzustimmen, welche behaupten, daß alles, was man in den letzten Jahren das Neue und das Neueste genannt hat, nur Altes sei unter neuer Tünche, was diejenigen nicht reitzen noch bewegen könne, die wirklich von dem Geist des Neuen geführt werden.

Zweitens sage ich es frei, wie ich es fühle, daß alles Alte im Fallen ist, oder schon liegt, und daß das Neue noch gar nicht steht — was man uns einbilden mögte — ja ich sage sogar, daß das Neue noch gar nicht in der Welt ist: die Zeit ist in der Geburt, und es soll werden.

Drittens sage ich mit freudiger Hoffnung auf mein Volk, daß für alle die Auferstehung in der Ferne liegt, welche besonnen der rechten Stunde warten und sich nicht durch Scheine äffen lassen; so wahrhaftig die Teutschen das Volk der Ideen sind und das Christenthum höchstes Ideenthum ist, werden sie sich auch regen und lebendig eingreifen, wann die neue Zeit reif ist und die Geister, die sie ausfliegen lassen, dem Einen großen Geist, der endlich alles tragen soll, dienstbar geworden sind und mit dem Oelblättchen des neuen Friedens zurückkommen.

Viertens sage ich, daß mir nicht däucht, daß, weil jetzt alle äußere Formen des Leibes der Dinge und des Staates zerfallen sind, dies auch künftig immer so seyn könne. Wo wir ganz frei seyn und gottähnlich streben sollen, das wird uns offenbart werden zu seiner Zeit; aber solange wir mit Leibern umhüllte, von Bedürfnissen angefallene, draußen im vielfachen Streit bekämpfte endliche Geister sind, werden wir uns einrichten müssen, wie das Bild

und das Gesetz der Natur draußen vor uns steht; wir werden unser Leben in feste Gestalten fassen, unsere Häuser wieder mit Sitten und Weisen beschirmen müssen, wie es weiland war, damit wir wieder Ruhe und Kraft gewinnen.

Ich bin nun da, wohin ich wollte. Schon lange haben wir keine ordentliche Staaten mehr gehabt, scheinen auch dem Punkte sie zu bekommen noch so gar nah nicht zu seyn. Der Staat, der im Mittelalter christlicher Staat hieß, ist lange aus einander gefallen, und Europa hat sich seitdem geholfen, wie es gekonnt. Jetzt müssen wir Geduld haben und von der Zeit nicht mehr verlangen, als sie uns geben kann oder vielmehr, als wir hineinlegen können. Wann dies wogende Feuermeer der ringenden Geister sich gesetzt hat, wann die Lichter daraus jedes an ihre Stelle getreten sind, und der neue Himmel, der da werden soll, seine festen Bahnen gewonnen hat — dann erst wird auch die Erde unten sich ordnen können, und ein wirklich christlicher Staat wird möglich seyn. Die Fragen, die man jetzt so häufig hört, wie man den Zeitgeist fördern und lenken solle? ob man schon in ihn eingreifen und suchen solle ihn zu hemmen oder fortzustoßen? ob es vielleicht nicht ein Frevel sei, sich überall als etwas Gegenwirkendes gegen ihn zu

setzen? sind offenbar aus einem Misbegriff entsprungen. Der Mensch kann sich der Zeit nur gegenüber stellen, oder — was dasselbe ist — sich nur außer der Zeit setzen als ein Betrachtender, nie als ein Handelnder. Jemehr er den innigen Trieb in sich fühlt, daß er rathen, helfen, schonen, heilen mögte, wie sehr er kann, desto stiller und gehorsamer wird er sich forttragen lassen von jener dunkeln und allmächtigen Gewalt des allgemeinen Leidens und Thuns, eine Gewalt, die vielleicht alle Zeitgenossen mit machen und bilden, die aber jedem Einzelnen als etwas Unendliches erscheint, so daß er das thörigte Spiel aufgiebt des Kiesels, der gegen den Strom an rollen will. Nur drinnen in den Tiefen seiner Brust liegt der feste Kern auch seiner Kraft, in der Reinheit seines Gemüthes, in der Hingebung an den heiligsten und höchsten Geist, in der treuen und demüthigen Befolgung der ewigen und ungeschriebenen Gesetze, welche den Sterblichen schon leiteten, ehe ein Moses, Solon, und Zoroaster war; da fühlt er auch in sich den überschwänglichen Gott, um den die Zeiten und Geschlechter in Staub zerrollen, wie einzelne Tropfen um den Felsen zerstäuben, und von dorther allein kömmt ihm in begeisterten Augenblicken zuweilen eine Dämmerung der allgemeinen Bedeutung dessen, was draußen eben gethan und gelitten wird; da klingt ihm,

wann

wann er ins Leben hinaustritt, die Regel: Thue das Rechte, und laß Gott seine Welt verwalten!

Wir warten denn der Auflösung und Erlösung, die da kommen soll; unsre Kurzsichtigkeit kann bis jetzt nur ahnden und winken; wann es droben erst klar geworden, wird es auch unten licht werden, und durch ein leises Gefühl, durch die still vernehmliche Stimme der ewigen Zeit, die Stimme Gottes, werden die Völker dann lernen, wie sie sich und ihre Erde einrichten und verwalten sollen. Einen Prophetenblick aber thue ich hinaus in die Wüste, in deren ödes Getümmel wir jetzt hineinschauen. Wir haben gesehen, was der Philosophie und Wissenschaft begegnet ist, wie sie nach langen nichtigen Arbeiten, nach vielfachen Proben des Uebermuthes und Ueberspringes mit gewaltiger Sehnsucht zu dem Grund und in die Tiefe der Dinge hineilt. Was hier drinnen geschieht, wird dort draußen geschehen; unsere Gesetze und Verfassungen, deren Vielheit und Künstlichkeit uns jetzt blöd und stumpf macht, werden sich auch bis zur vollesten Nichtigkeit entweihen: ja sie haben es schon gethan; wenige, aber ernste und strenge Gesetze werden das Außenleben unserer Enkel umfassen, und einfache menschliche Sitten und Weisen, die wir nicht mehr

 haben,

haben, werden mit milderem Schein sich innig fest um die strengen schlingen, wie liebende Kinder um den Vater, und das Beil und das Schwerdt, das sie auch noch tragen, in der Scheide halten helfen. Dann wird der stolze und mündige Mensch, göttlich frei nach oben schwebend, unten, wo er gebunden seyn muß, von sanften und heiligen Banden gehalten werden: es werden dann auch christliche Bürger leben.

Aber da sind wir noch lange nicht, meine geliebten Kinder, sondern wir treiben vielerlei Thorheit und jagen uns in Eitelkeiten hin und her. Wie wenig erfreulich dies auch ist, so leicht ist es doch erklärlich, mit den paar Worten erklärlich wir sind keine Bürger mehr gewesen. In diesem Worte Bürger liegt etwas sehr Hohes, die Ruhe, das Maaß, das Glück, und die Harmonie des Lebens. Jemehr der Bürger verschwindet, desto unsicherer, unruhiger, wilder wird alles, und der Beste in einem Volke muß sich in peinlich einzelnen Arbeiten für seine Tugend und sein Glück da aufreiben, wo er durch das Ganze mit gestützt und gehalten werden sollte. Der Bürger ist nur, wo ein fester und freier Staat, ein Reitz und Aufruf zur Thätigkeit durch das Gesetz, und ein Streben jedes Einzelnen für Alle ist. Da bindet sich nicht bloß

um das ganze Volk ein zusammenhaltendes und erwärmendes Band, sondern um jede Gemeinde, um jede Familie, um jeden Einzelnen schlingt sich ein Fädchen des großen Gemeinbandes, das einen Ernst, eine Sicherheit, und eine Ruhe giebt, als stünden sie immer mit dem Ganzen zusammen. Und — was das höchste Menschliche auf Erden ist — Sitte und Gewohnheit wird durch das Kleine, durch das Gesetz, fester und daurender in einander gebunden, gleichwie die schlechte Form aus Brettern und Thon die glänzende Schönheit des metallenen Bildes in Einen Guß zusammenfließen läßt. Der Mensch, der den Bürger nicht fühlt, verliert, wie edel er sonst sei und strebe, gar zu leicht die bestimmte Gestalt, die durch einen Zauber, den Gott in alle geschlossene Bilder gelegt hat, wieder andere Gestalten bildet und hält, zu schweigen, daß er bei dem Mangel äußerer Haltung für alles Maaß und Bild nicht so leicht den treffenden Blick bekömmt, bei dem Gefühl dieses Mangels nach allerlei Scheinen greift, und bei dem ewigen Suchen nach etwas Festem zuletzt selbst der Lose wird. Ihm widerfährt, was jenem widerfahren könnte, der einem entronnenen Flüchtling Jahre lang durch viele Länder und Völker nachsetzte; über dem Bemühen, den Vagabunden einzuholen, wird er selbst ein Vagabund, durch das unruhige Nichtsthun

ist Lust und Stätigkeit zur Arbeit verschwunden. In einem solchen unruhigen Vagabundenzustande treibt sich das Leben der Menge jetzt wirklich herum; alle Formen, die uns sonst hielten, sind zerbrochen, alle Bande zerrissen, Sitten und Gebräuche sind Moden geworden, und in einer Freiheit, die Ungebundenheit ist, schweifen wir eine Zeitlang im lustigen Wahn umher, bis die Täuschung zerrinnt und wir in dem Unstäten vergeblich etwas Festes zu machen suchen. Kurz, schwer ist es in unserer Zeit, Ehre und Karakter zu behaupten.

Bei diesem mislichen Zustande, worin wir uns jetzt befinden, haben, wie ich oben sagte, Manche übermüthig behauptet, der mündige Mensch brauche gar keine festen Formen, keine Bande der Zucht und Uebung, die er um sein Leben ziehe; jene geistige Freiheit, worein wir jetzt getreten, habe in ihr selbst immer ihre Zügelung und Besserung und könne das ganze Leben in einer freudigen Begeisterung aufrecht erhalten, woraus alle Tugend und alles Glück blühe; das Gängelband unserer Väter können wir wegwerfen; die tausendfachen Gewohnheiten und Formen, worin das frühere Leben der Menschen gehalten worden, seien jetzt nur Versteinerungen, die unterdrückend und erkältend um die für ein höheres Daseyn aufschwellenden Keime liegen, welche sie mit allmächtigem

Trieb zersprengen, um sich von der höchsten Sonne, die nun aufgegangen, bescheinen und befruchten zu lassen. Dabei wird theils im tiefsten Sinn theils in leerer Täuscherei viel gesprochen von christlicher Freiheit, von der Gewalt der Idee, von der Höhe der Geistigkeit, worauf wir uns geschwungen, alles wie die Ansicht und Lehre des Tages es bringt. An Proben und Versuchen hat es hier nicht gefehlt: des Menschen bewegliche Kraft, aus dem Alter losgerissen, muß sich schwingen und Stätigkeit suchen. Wir haben solcher kühnen Phaetone genug gesehen, auch solche, deren Schicksal hinabgestürzt ist, wie des Sonnengotts weiland. Denn wie unermeßlich und unerschöpflich die geistige Kraft auch sei, wir sind doch immer noch die alten Brodesser, wie Homer uns schon nannte, und werden es immer bleiben. Wenn die Erde mit ihren Bedürfnissen und Arbeiten uns fasset, so muß die himmelfliegende und oft himmelstürmende Kraft sich für Augenblicke bescheiden, die oft lange Augenblicke werden; der Mensch ermattet und ermüdet dann auch im Dienst, und wohlthätig ist es für ihn, wenn ihn eine irdische Schranke umfängt, ein Maaß, das er sich selbst gesetzt hat. Mangelt er dessen, so verfliegt sich sein Geist im rastlosen Fluge, Unruhe und Unstätigkeit reiben sein Leben auf, und der alles wollte gewinnt endlich nichts. Vielleicht giebt es einige

so

so mächtige und erhabene Geister, daß sie über das gewöhnliche Gesetz hinausragen, vielleicht aber täuscht uns kleineren und schwächeren nur der idealische Schein, der auf ihnen ruht; aber die Menge, selbst die begeisterte Menge — wir hoffen, sie werde es einmal seyn — wird immer irdischer Zügel bedürfen, um sich auf der himmlischen Bahn nicht übermüthig zu verlaufen. Und vollends — sehen wir aufmerksam umher, was ist und geschiehet, so ist die Gewalt dieser hohen Geistesfreiheit größer in Worten, als in Thaten; es scheint, sie wandelt nur noch durch die Schulen und ist zum Volke gar noch nicht lebendig durchgedrungen, und auch die Schulen haben bisher mehr Uebersprünge, Zuckungen, und Verrückungen gezeigt, als jenen stillen und mächtig fortfließenden Strom voll Wonne, Lust, und Leben, welchen uns das Christenthum verheißet; ja aus Erscheinungen, die wir sehen, müssen wir schließen, daß jener höchste Geist des Christenthums, wornach wir alle sehnsüchtig ausschauen, nur erst in einzelnen zarten Klängen und Scheinen zu uns gekommen, in einzelnen herrlichen Menschen uns als Morgenroth des künftigen Tages gewiesen ist, daß aber immer mehrere und mehrere und endlich ganze Gemeinden begeisterter davon ergriffen werden müssen, ehe er als der bleibende größte Träger

der

der Dinge auf immer bei uns wohnen kann. Denn so ist der Mensch gemacht, daß jede einzelne Seligkeit, jede einzelne geistige Entzückung immer zu etwas Allgemeinem hin will, worein sie sich ergieße und verfließe; einsam kann die Flamme, die der ganzen Welt zu ihrem Stoff bedarf, nicht mit immer gleicher Wärme und Helle fortbrennen. Und wenn wir die Erfahrung fragen, sehen wir die meisten derer, welche Sonnenflieger heißen wollen, nicht noch immer zuletzt mit einer traurigen Ohnmacht auf sich selbst zurückfallen? ein Zeichen, daß die große Zeit noch nicht gekommen ist. Und die rechte christliche Freiheit, die stolze Freudigkeit des Geistes in Demuth, das kindliche muthige Vertrauen zu Gott in Liebe, die Zuversicht und Gewalt über die Sünde? —

---

## Zehnter Brief.

Ich habe Ihnen, meine liebenswürdige Freundin, manches erzählt von meinen apokryphischen Sachen, die Ihnen wenigstens nicht apokryphischer sind, als mir; denn meine Art und meinen Sinn kennen Sie wohl besser, als ich selbst, und aus den Scheinen der Dinge das einzeln schwebende Wahre herauszugreifen, in dieser Kunst, die sich nicht lernt, sind die Frauen wohl immer geschickter gewesen, als die Männer. Ich gehe denn heute wieder von da aus, wo wir gestern stehen blieben.

Die rechte christliche Freiheit ist in unserm Leben noch immer etwas Unsichtbares — das soll sie vielleicht immer bleiben — sie bewährt sich am wenigsten bei denen, die am lautesten und meisten von ihr sprechen, und die höhere Kraft, womit sie sich, wie man uns erzählt, in der Freudigkeit und Frische unseres Lebens zu verklären anfängt, hält immer noch nicht aus, weil nur ihr Schein erst da ist. Christus kam uns von dem Gesetz und seiner Angst zu erlösen, und von der größeren Angst der Sünde; was der heiligste

Ernst

Ernst und die mühseligste Arbeit nicht gewinnen kann, das sollte die süße Liebe und das fröhliche Vertrauen auf Gott uns schenken; demüthig unsre Sündlichkeit erkennend sollten wir freudig die Erlösung davon erfassen, nicht zitternd zurückfliehen aus Angst vor ihr, sondern tapfer vorwärts streben in der Gewißheit sie zu überwinden; täglich bekennend, daß wir Sünder sind, sollen wir täglich frohlocken, daß die Sünde keine Macht über Christen hat, und so von Begeisterung zu Begeisterung, von Seligkeit zu Seligkeit durch das Leben fortstreben. Aber werfen wir einen Blick auf uns selbst und auf unsere Zeitgenossen, wir sind wieder unter die Noth des Gesetzes gefallen und stehen bänglich und beklommen wie die Besiegten, wo wir lustig und frisch wie die Sieger einhergehen sollten. In kleinlicher und krämerlicher Buchführung und Auf- und Abrechnung ihrer Werke treiben die meisten von uns ein halbirtes und verkümmertes Leben so hin, und wie wenige sind, die im Vertrauen auf Gott und das Christenthum durch die ganze wimmelnde Welt ihrer Triebe zu gehen wagen! Kurz, halb Heiden und halb Christen, weder mit heidnischer Sorglosigkeit noch mit christlicher Zuversicht, stecken wir in der unseligsten Mitte.

Kommen wir jetzt wieder auf den Mann zurück, als welcher dem Weibe gegenüber steht, so ist sein

Bild und sein Schicksal nun mit einigen Strichen kenntlich hinzuzeichnen.

Der Staat giebt dem Manne fast nichts mehr; das Bürgergefühl ist bei den meisten Völkern untergegangen; alle die Formen, wodurch sich ein festes äußeres Bild ausprägt, sind zerstört; alle die Sicherheit, welche durch eine bestimmte Thätigkeit, der Stolz, welcher durch das Hinstreben auf Ein Ziel, die Besonnenheit, welche durch das Gefühl seines Thuns kommt, der Freimuth, den das Bewußtseyn der Kraft giebt, fehlet ihm. In dem Maaße, wie der Bau des Staats und die Freude daran loser und loser geworden, hat sich auch gelöst, was des Mannes kleines, aber höheres Leben daheim im Hause mit Weib und Kindern zusammenhielt; alles ist dem Zufall der Laune und Mode hingegeben.

Der Mann, welcher mehr irdischen Stoff hat als das Weib und mit ungestümerer Begier nach außen hinausgetrieben wird, wo er sich künftig tummeln soll, lernt nur durch Kampf mit Lust und Unlust, mit Gebrechen und Sünden auf der breiten Landstraße des Lebens die Besonnenheit und Mäßigkeit, womit er sich in reiferen Jahren behaupten mag; ihm ist hier größere Lebensfreiheit geöffnet als dem Weibe; aber auch bei dem Männergeschlecht war Ungebundenheit nie eine Ehre. Hier geht es ihm nun schlimm.

Je weniger der Haltung ist, desto mehr der Freiheit hat man ihm zugesprochen, ihm den Geist verheißend, der ihn durch die Klippen der Scyllen, die Zaubereien der Circen, und die Lockungen der Sirenen sicher hindurchführen werde. Der Jüngling glaubt oft gutmüthig auf das Wort der Meister und Verkündiger den gewaltigen Führer und Gefährten, den sie ihm gelobt, mit sich zu haben, und wagt darauf das Ungeheure und Unermeßliche; aber sein Gesell ist kein Gott, sondern entweder ein blinder oder ein tückischer Dämon, der ihn stecken läßt, wann er seiner Hülfe bedarf.

Eines von Zweien begegnet ihm:

Ist er leichtsinnig und gedankenlos, so schwebt er lange, vielleicht sein Lebenlang, in Verwirrungen und Unruhen hin, macht ewige Proben, flattert unaufhörlich von Einem zum Andern, und gewinnt in dieser Leerheit nichts als ein Nest voll Thorheiten und Eitelkeiten; wenn er auch nicht fühlt, worin er ist, so ist er darum nicht weniger nichtig.

Oder ist er ernst und sinnvoll, so wird er frühe des Irrthums inne und will zurück; aber ihn fasset die Sünde und läßt ihn nicht wieder dahin, von wannen er ausging: der Geist, der ihm vorgegaukelt hatte, ihn zu dem Gesetz der Liebe und Freiheit zu erheben und ihn ewig in dem lichten Göttermeer oben schwim-

schwimmen zu lassen, taucht ihn tief in die Nebel des Trübsinns und verläßt ihn dann, und er fällt unter das Gesetz der Furcht und des Zwanges und wird blödlich und verzagt für das künftige Leben.

Ganz anders ist es, wenn das Vaterland und der Staat ihr Netz nach dem Flüchtling auswerfen; wie oft er es auch zerreiße im Streben nach dem freiesten Leben, doch haften einige Fäden an ihm, die den Gesättigten zurückziehen. Hier gewinnt er zuerst Ruhe und Besinnung; die Arbeit giebt ihm Stärke und die Ueberwindung Kraft. Wie ihm auf diese Weise draußen ein Maaß und eine Gestalt wird, setzt es sich auch drinnen an, und wenn ihn nicht immer das Höchste erhebt, so schlägt ihn doch nie das Kleinste nieder. Aber wie der Männer Schicksal jetzt steht, so giebt es kaum noch eine Gewalt, die aus der Bahn der unbeschränkten Freiheit zurückzieht; überwiegt Glück oder Ernst doch den Leichtsinn und die Unstätigkeit, woher soll, wenn der Mensch auch nach der möglichen Bildung strebt, die Gestalt von außen kommen? Doch sind wir zugleich Leiber und Geister und nur die Haltung und Gestaltung beider im Gleichmaaß schafft ein glückseliges und sittliches Leben. Nun begegnet es uns, nicht nur, daß wir unserer Unbestimmtheit und Gestaltlosigkeit nicht frei werden, nicht nur, daß wir unsere eigenen Mängel

und

und Sünden immer mit uns herumtragen müssen, sondern zur Zugabe fällt gleichsam die ganze Last der Mängel, die in allen oder die im Staate sind, ja der fühllose Staat, der ohne feste und lebendige Formen wirklich ein todter Stein und Klotz ist, fällt selbst mit seiner ganzen Last auf uns und zerquetscht uns, die an eigenen Bürden schon genug zu tragen haben, noch mehr.

Verstehet dies nicht unrecht, liebe Kinder. Weder will ich der unermeßlichen Gewalt des Geistes etwas abdingen, noch dem Staat, in wiefern er durch den Bürger auf den Menschen rückwirkt, einen höheren Adel beilegen, als ihm gebührt. Ich mögte ihn im Gleichniß etwa einen großen Magnetberg nennen nicht eben voll geistiger, sondern mehr voll irdischer Kräfte, welcher grade durch das Leibliche und Irdische, was in uns ist, von den Aetherflügen des Geistes, wo wir uns so leicht verfliegen und überfliegen, uns oft zu jener Ruhe und Schwere zurückzieht, der wir als Erdenwesen auch bedürfen. Auch weiß ich sehr gut, wie in dem Staat oft eine versteinernde Faulheit und Schwere der Dinge gewesen ist, die alles Himmlische und Göttliche des Menschenstrebens, alles Fliegendste und Freieste mit einer traurigen Gewalt zu sich hinabgerissen hat: es hat Staaten gegeben und giebt ihrer vielleicht noch, wo der Bürger

den

den Menschen völlig überwuchs. In der Beziehung, worin ich hier vom Staate spreche, meine ich nur den Reitz und die Macht in den äußeren Dingen, welche den Menschen als Erdenwesen in dem Gefühl eines auch nur äußerlichen Ganzen zusammenhalten und wodurch sich auch um das Feinste und Geistigste des menschlichen Strebens und Schaffens durch ein dunkles Geheimniß eine Gestalt bildet, die den Geistern Leiber giebt, daß sie nicht nackt jedem Streiche verwundbar und leicht jedem Lüftchen entführbar seien: die Rinde ist das Schlechteste am Baum, aber ohne die Rinde giebt er weder Blüthen noch Früchte und schießt nur auf, um schnell zu verwelken. Ich aber meine aus dem, was ich aus der Geschichte des Menschen gelernt habe und was mich an unsern eigenen Bildern jeder Tag lehrt, daß nur in dem Bürger die Beruhigung und Gestaltung des Menschen liegt und daß auf alles Edelste und Höchste, was er wirket, schaffet und bildet, aus ihm ein Maaß und eine Kraft übergeht, welche die letzte Vollendung giebt. Ich will damit nicht, daß sich grade jeder in der dicken Mitte und dem gemeinen Getümmel und Gewimmel des äußeren Lebens auch halten soll, sondern ich meine nur, daß von dem größten Bilde des äußerlich Geordneten und Gemessenen tausend und zehentausend kleine Bilder aus-

gehen

gehen auch zu dem, der an der fernsten Gränze alles Aeußeren stehet. Mit ihnen kömmt ihm eine Ruhe und eine Haltung, eine dunkle irdische Kraft, deren man hier unten so nöthig hat; daß ich es kurz sage, sie verhüten, daß er nicht zu sehr entkörpert und vergeistigt wird — denn hiemit beginnt auch der irdische Tod. Ich weiß wohl, daß Menschen gebohren werden, gleichsam geflügelte Geister mit Blumenleibern, die von der Erde nichts zu wollen noch zu bedürfen scheinen, als ein wenig Thau und Sonnenschein und Spiele und Träume; ich bin nicht von denen, welche wollen, daß auch die Zartesten und Geistigsten für ihr Erdenleben dort mitbezahlen sollen, wo gepflügt und geärndtet, gestoßen und geschlagen wird: aber auch diese Zartesten und Geistigsten, die oft als himmlische Räthsel auf der Erde gezeigt werden, bedürfen etwas aus der Menge, jenes Etwas, worauf ich oben hinspielte, so wie die zarteste Blume, die fast allein von Licht und Luft zu leben scheint, auf dem kahlen Felsen, wo ihre einsame Schönheit blühet, auch einiger Erdenstäubchen bedarf.

Dies klar zu machen, brauche ich Sie nur zu erinnern an die Geschichten des Tages, nicht bloß an das, was Thoren und Narren mit Recht leiden, sondern was auch Weisen und Sehern widerfährt. Es ist jetzt beinahe dahin gekommen, daß der Geist völlig

körperlos durch die Welt fährt, wenigstens liegt das Leibliche und Irdische für den Augenblick so todt da, die Völker und Menschen haben so wenig einen Staat und eine äußere Gestalt, daß er sehr bald als Staub und Tropfen von sich haucht, was sich sonst fast wie Stein und Krystall um ihn zu legen pflegte. Ohne Maaß und Ziel geht die geistige Kraft jetzt hindurch, verzehrt, verflüchtigt, entleibt alles: es ist, als werde der Saft der Erde durch sie ausgetrocknet. Dies bedeutet freilich einen schönen und hohen Kampf, aber für wenige Jetztlebende bedeutet es Glück: keiner wird durch den vollen Strom der Welt gewässert, durch den ganzen fröhlichen Saft, der durch alle fließen sollte, erquickt, durch die gemessene Gestalt, die alles verbinden sollte, gehalten; einem jeglichen wird von den höchsten geistigen Ansprüchen zugemuthet, abgehauen von dem grünen blühenden Baum der Welt aus seinem getrennten blutigen Zweige eigene Wurzeln in die Erde hinabzutreiben.

Führt nun der Mann sein Weib ins Haus, so ist er, welcher ihr die Bestimmung und das Maaß geben sollte, häufig noch der völlig Unbestimmte und Maaßlose. Er ist entweder, der Erde ganz vergessend, in einem sehnsüchtigen Suchen nach Geist begriffen, oder in einem noch nicht erfüllten Streben, wie er sein inneres Leben zu einem äußeren gestalte;

oder er hat diese heilige Arbeit aufgegeben und ist in Ohnmacht zurückgesunken; oder er geht leichtsinnig in der sündlichen Verwirrung von Eitelkeiten fort, die in dem Kleinen um so mehr seyn muß, da sie in dem Großen nicht fehlt; oder er ist endlich durch ein jetzt seltenes Glück der volle, zugleich begeisterte, wissende und klare Mann, der sein Leben mit Besonnenheit und Mäßigkeit zu tragen weiß.

Der erste, vielleicht edle, Mensch, der sucht und noch nicht gefunden, hat eben durch die höchste Sehnsucht und Liebe, die ihn hin und her treibt, etwas, das jedes Weib eben so zu sich reißt, als das Stolze und Feste dessen, der tiefer unten auch als Bürger sicher schreitet, um so unwiderstehlicher zu sich reißt, weil es weibliche Aehnlichkeiten in sich trägt; und wir wissen, daß Aehnlichkeiten, die sich nicht zu nah berühren, lockend sind. Auf solchen Männern sitzen alle Blüthen und Scheine der Dinge, eine romantische Unermeßlichkeit, die in ihren süßen Abgrund hinablockt. Kömmt nun das Weib zu diesem Zustande noch hinzu, so verweben und verwirren sich die beiden Naturen so in einander, daß der Mann nicht mehr flügge werden kann; der Geist und die Empfindung, wie süß ihre Zauber und Täuschungen seien, können doch für den äußeren Lebensmangel nicht mehr bezahlen; beide müssen bald fühlen, daß sie nicht recht

heimisch sind. Das Weib sehnt sich nach Haltung und Maaß, die sie hier nicht findet, der Mann, bei unentwickelter Eigenheit von dem Weiblichen zu früh umschlungen, verliert sich immer mehr in dem Weichen und Unbestimmten: beide werden nicht glücklich.

Der zweite, in Ohnmacht zurückgesunkene Mann, der die hohe Sonnenbahn des Geistes, in die er unglücklich hineingerieth, nicht durchlaufen konnte, sondern, von Gespenstern und Sünden angefallen, feig zurückfloh — dieser Unglückliche, dessen Gleichen wir jetzt so viele sehen, ist gerade weit genug gewesen, um die Unbefangenheit und Ruhe zu verlieren, die er in einem kleineren Daseyn vielleicht hätte bewahren können: er gehört weder den Erdgeistern noch den Himmelsgeistern an, sondern hangt in unseliger Mitte; nicht mit edler Gefahr durch die Lebensfreiheit hindurchgedrungen, über die Sünde nicht durch Muth erhoben, schwankt er elendiglich fort, halb Mann und halb Weib, schämt sich auszusprechen, wo die Scheide steht zwischen den Geschlechtern, und diese Scheide tapfer zu bewahren, heuchelt Erbärmlichkeiten zu Tugend, und krittelt in kleinen Moralien: kurz einem Dinge ähnlich, das kaum die Kraft zu haben scheint sündigen zu können, lebt er in ewiger Sünde. Wozu wird er sein Weib erziehen?

Wohin die Leichtsinnigen fahren, weiß ein jeder. Jetzt ist ihre Bahn unendlich, keine Sitte zügelt, kein Urtheil hält sie zurück.

Aber jene Besonnenen und Braven, die redlich hindurchgedrungen sind und mit herrlicher Kraft und Ueberwindung ihnen selbst Ruhe und Gestalt gegeben haben, doch immer mit fortrollend im lebendigsten Schwunge der Zeit und in jener geistigen Beweglichkeit, wodurch die neue Schöpfung aus der Sündfluth hervorsteigen soll — selbst sie haben es nicht leicht. Glückselig freilich wird das Weib seyn, das sie an ihre Brust drücken; aber wie viele Arbeiten haben selbst diese edlen Menschen, daß sie um ihr schönes Leben eine sichere und feste Hut ziehen! Zwar werden sie regiert durch eine Sitte, die über allen Sitten, durch eine Tugend, die über allen Tugenden ist; aber was sie in irdischer Unvollkommenheit auch bedürfen, was sich um das Leben der früheren Menschen von selbst gestaltete — ein Abbild des Allgemeinen und des Staates, was unter dem Namen von Gebräuchen, Weisen, Gewöhnheiten das Menschengeschlecht so sicher trug und beschirmte und ihr kleineres Leben unten mit tausend unsichtbaren Fäden in Ruhe festhielt, damit das große Leben droben ohne Gefahr in Freiheit schweben konnte — aller dieser Hülfen mangeln sie, und müssen sie gleichsam selbst für sich

machen;

machen; denn seitdem das Alte dahin ist, kömmt den Menschen draußen nichts mehr von selbst, mehr denn je muß das Heilige im bewußten Ringen und Streiten erkämpft und bewährt werden.

So wunderlich dies hier Gesagte Vielen scheinen mag, so wahr ist es. Wir finden nichts als eine *ausgeleerte* Welt, einen vielfachen Kampf der heiligsten und verruchtesten Geister unter einander, ein dunkles, geheimnißvolles Streben und Wogen der Dinge nach allen Seiten hin. Wer hier Ruhe und Klarheit bewährt und gewinnt, der ist freilich ein höherer Meister des Lebens, als alle, die früher lebten, er ist fast ein Gott auf Erden; aber wie wenige sind dieser Herrlichen bis jetzt! Ohne Staaten, Sitten, Religionen, die etwas Festes haben und woran sich etwas Festes bilden und binden könne, sind wir Zeitgenossen ganz in die geistige Gewalt dahin gegeben und treiben ohne Ziel in der feurigen Sündfluth fort. Wir müßten vergehen, wenn wir nicht hofften, daß aus dem, was uns oft ein volles todtes und starres Nichts dünkt, was uns dann wieder einen andern Augenblick mit dem Lebendigsten und Beweglichsten erfüllt scheint, etwas Schöneres hervorgehen werde, als das war, was wir Thörigte oft beweinen und was doch nur untergegangen ist, weil es nichts mehr war. Jetzt gehen wir bald trüb

und befangen unter den dunkeln Wolken der Zukunft, die einigen mit Verderben, andern mit Heil beladen scheinen, bald streben wir frisch und fröhlich auf tausend Wegen und Steigen hiehin und dorthin und suchen die Stätten zu bereiten für die Götter, welche in Blitzen und Donnerwettern auf die Erde herabkommen und hinfort mit uns wohnen sollen.

Sie sehen also, meine Psychidion, welch ein Loos unsere Töchter und Jungfrauen aus der Zeit zu ziehen haben. Aber doch, wie die Dinge und die Menschen auch wanken, jeder, welchem der Sinn noch ganz ist, muß sorgen und erziehen nach den alten ewigen Gesetzen, die Gott in unser Herz geschrieben hat; denn wie mag die Tugend und das Glück wiederkommen, wenn nicht still geglaubt wird, daß sie noch in der Welt sind? Und sie sind auch noch in der Welt; aber die Menge hat ihr Bild in keiner Zeit dargestellt, bei ihr war von jeher alles düster und unhold, und selbst das Gute und Schöne, das sich in ihr bewegt, konnte vor dem Staub und Lärm und Getümmel weder gesehen noch gehört werden. Einfalt, Treue, und Liebe sind die stillen Göttinnen, die wir unsern Kindern mitgeben müssen in der getümmelvollen Welt. Wer gut zu seyn wagt, schafft noch immer das Gute.

Ich muß hier noch an etwas erinnern, worauf ich in keinem früheren Briefe schon hingespielt habe

und was auf der großen Wage der Zeit sehr glänzend voranschimmert: ich meine das ästhetische und mystische Streben, das sich in den letzten Jahrzehenden so bedeutend gemacht hat. Diese Erinnerung mache ich nicht allein, in so fern dies Streben eine merkwürdige Erscheinung in der Zeit ist, sondern weil es in die Erziehung und das Leben unserer Jugend innigst eingreift, und weil bewußte Gaukelei und schwärmende Täuschung manche Gefahren da hineinspielt, die größer sind, als man glaubt. Auch diese Erscheinung giebt eine tiefe Erklärung des Zeitalters und eine Bestätigung dessen, was zum Theil dunkel und unbestimmt von mir angedeutet ist, wie es dunkel und unbestimmt nur in einzelnen Aufleuchtungen hervorbricht. Sie haben wohl noch nicht vergessen, wie oft und viel wir über dies Kapitel gesprochen haben und wie schwer es uns däuchte, das heilige delphische Gebiet in dem unheiligen Leben zu umgränzen, wo diese höchsten und innersten Dinge des Menschen sich zeigen dürfen. Natürlich ist es und durch alles Vorige sattsam erklärt und entschuldigt, daß der mehr vergeistigte und entleiblichte Mensch feinere und zartere Genüsse und Freuden sucht, als der rohe und sinnliche; aber bei diesen feineren Genüssen und Freuden tritt eine Gefahr ein, wie schon bei mehr verfeinerten leiblichen Speisen, die so häufig ein Gift der Gesundheit werden:

den: besonders groß aber wird die Gefahr der Verderbniß alles Hochgeistigen und Inneren, wenn es in das hineingezogen wird, was man gewöhnlich Gesellschaft nennt. Da, wo das mannigfaltigste und loseste Spiel aller menschlichen Triebe, Neigungen, und Bedürfnisse ist, wenn auch nur in leisen Berührungen und leichten Schattenstreifungen, hängt sich so viel Halbverwandtes, und wieder durch Ankettung des Nächsten an dieses Halbverwandte so viel Fremdes und endlich so viel Unheiliges und Aeußerliches daran, daß auch dies an ihm selbst so Treffliche und Verehrliche die Beschuldigung tragen muß, zu der allgemeinen Verwirrung mitgeholfen zu haben.

Das Aesthetische erhält sein Eintrittsrecht unter die Menschen, sobald sie die Fesseln der ersten Roheit und Barbarei zerbrochen haben und für sanftere Gefühle und edlere Genüsse zu erwachen beginnen. Sobald der Mensch der ersten Noth und des niedrigen Naturzwanges so frei wird, daß er die Welt und ihre Schöne mit einem Strahl von Besonnenheit anschauen kann, regen sich auch die künstlerischen Triebe in ihm, er fühlt den süßen Reitz, das Schöne, dessen Bilder ihm aufgehen, auch außer sich zu gestalten. So entstehen die Anfänge der Kunst. Jemehr die Kunst sich entwickelt und auf das ganze Leben des Menschen den Glanz der Schönheit und Freude wirft,

desto

desto größeren Werth empfängt auch das, worauf diese Kunst ruhet, empfangen diejenigen, welche sie üben und erklären, wie alles dasjenige, was in äußeren Gestalten, selbst in leichten zerfließenden und zerflatternden Spielen des Augenblicks nur eine Kunstähnlichkeit hat und auf das Vergnügen und die Lust der Gesellschaft einen magischen Schimmer hinschweben läßt, der auf etwas Fremdes und Größeres hinspielt. Das sogenannte Aesthetische wird dann zum Bedürfniß des Menschen, es ist nicht mehr ein bloß äußerliches Spiel, ein Vertändeln der Zeit, mit der man nichts anzufangen weiß, ein Hinwegtäuschen des Verdrusses und Ueberdrusses, nein es wird ein sehr innerliches, ernstes Spiel: denn keine andere Kraft besitzt der Mensch, die mit solcher Gewalt und Geschwindigkeit die Götter und Geister zur Erde hinabzieht, als die Kunst. Die sittliche und religiöse Kraft geht stiller, geheimer, und verhüllter in dem Inneren der Welt und des Menschen fort, tritt nur zuweilen mit jungfräulich verschämter Scheu an die Sonne, wandelt aber am liebsten wo Schweigen, Dunkel, Träume, und Sternenlichter sind, oder ruhet als ein unsichtbarer Kern des Lebens in der Brust und der That des Tapfern, Einfältigen, und Frommen. Die Kunst aber, als welche mit allen Welttrieben und Weltscheinen spielen und buhlen darf, ist eben

die

die recht äußerliche und spielt aus den tiefsten Tiefen der Gottheit und Menschheit die unendlichen und tausendfachen Bilder und Scheine in das Leben hinein; sie ist die große Hebamme des Geistes und aller geistigen Kräfte; sie erregt in des Menschen Brust zuerst ein vielfältiges Sehnen nach unbekannten und überirdischen Gütern; sie verscheucht die wilden Lüste der Sinnlichkeit durch die Strahlen der Schönheit, womit sie die Ungeheuer und Gräuel der Unhuld und Unbildung beleuchtet; und selbst da, wo sie das Geistige und Sinnliche im innigsten Verein zusammenspielen läßt, erhebt sie den Menschen durch das höchste Gefühl des Muthes, der Kraft, und der Freude zu einer Höhe, wohin das Rohe, Häßliche und Ungestalte nicht mehr nahen darf: ja von dieser Höhe, wo die Kunst ihm Welt, Leben, und Gemüth in heiterster Klarheit hingestellt hat, sieht er am schönsten in den Gegenspiegel des Himmels, worin Gott wohnet, in den Himmel der Sittlichkeit, und aus dieser leichten Lust erwächst oft der gewaltige Ernst, der durch Feuer und Blut zur Seligkeit hindurchdringt. So wird die Kunst die Erweckerin, Erheberin, und Befreierin des Menschen, sie zersprengt die dumpfen Bande der Unsitte und Unhuld, bestrahlt ihn mit der Sonne der Freude und des Muthes, bildet ihm Dädalusflügel nicht aus Wachs für den geistig ätherischen

Aus-

Ausflug, und giebt ihm die Sehnsucht und die Kraft, in das verlorne Götterland hinüber zu dringen. Aber nicht allein Wegbahnerin und Führerin zur Sittlichkeit und Geistesfreiheit ist die Kunst, sie ist auch die Schwester der Sittlichkeit und Frömmigkeit und mit ihnen aus unserer tiefsten Brust und unserm innersten Gewissen gebohren. Zwar draußen im Getümmel und Gewimmel der Welt nimmt' sie alle möglichen Gestalten, Bilder, und Larven an, worin das tragikomische Puppenspiel, Leben genannt, auftritt; sie spielt mit allen Trieben, Launen, und Einfällen dieser närrischen Außenwelt, so daß sie Kurzsichtigen oft leichtsinnig, buhlerisch, und verdächtig erscheint: aber die da sehen können, gewahren auch in den mancherlei Possen, Umkehrungen und Umkleidungen der Dinge, in allen den leichten Tändeleien und Gaukeleien, womit sie in vielfachen Verwandlungen und Verpuppungen das Leben darstellt und die Leute belustigt, einen Ernst und eine Freiheit, die zu dem Unendlichen streben, und — wenn es anders die ächte Kunst, nicht eine der vielen Kunstäffinnen in ihrer Maske ist — uns auch da, wo nur Nichts und Kleinigkeiten zu seyn scheinen, in Staunen, Freude, und Sehnsucht an einer solchen Gränze des Gemüthes stehen lassen, wo der tausendfach gespaltene Pfad in das Sternenland der Ideen, unsere uralte Heimath, sich öffnet.

Die Kunst, wenn man ihren verschiedenen Zustand und ihr Hauptstreben in jedem Volke und Zeitalter immer bestimmt verfolgen und nachweisen könnte, würde uns in der Geschichte bei weitem das klarste und bedeutendste Bild von den jedesmaligen Verhältnissen und Verhängnissen der Menschheit geben. Im Allgemeinen kann man von ihr sagen, daß sie dort immer am genialischesten, freiesten und reinsten geübt worden, wo neben andern günstigen Umständen und Einflüssen die festesten Formen und Sitten gewesen sind. Es geschieht dann an ihr, was, wie ich früher sagte, an dem Menschen geschieht; auch sie bekömmt Gestalt, Maaß und Ordnung, wenigstens das große Bild derselben, von der Haltung und dem Verein eines Volks durch Gesetz und Sitte, zu schweigen, daß ein kühnes, stolzes Bürgerleben ihr edlere und freiere Menschengestalten zeigt. Aber was das Größte ist nach diesem, die Gewalt des Staates und Vaterlandes zieht alles, was nicht durch einen tiefen Reitz zur Kunst berufen ist, mit ihren mächtigen Magneten zu sich; ihr bleiben allein die wahren Jünger, die gebohrnen und auserwählten Getreuen, die zu ihrem heiligen und fröhlichen Dienst von Natur berufen sind; alle die müßigen Halblinge, die tändelnden Nichtsthuer, die von allem gelockt und von nichts festgehalten werden, verliert sie glücklich — diese reißt

die

die irdischere Gewalt des Staates mit Recht dahin, wohin sie gehören — die Kunst verliert alle diejenigen, die sich ihr nur genahet hätten, sie zu verwirren und zu entweihen.

Immer aber bleibt die Kunst und alles mit ihr Verwandte, was man gewöhnlich mit Einem Worte kurzweg das Aesthetische nennt, für viele Menschen ein misliches und verführisches Ding, zwar nicht an ihm selbst, sondern durch den Misverstand, die Misdeutung, und den Misbrauch, wodurch auch das Größte und Heiligste entweiht werden kann. Dies ist unvermeidlich auch in den schönsten Zeitaltern der Menschheit und der Kunst. Die Kunst ist die erste Vermittlerin, Versöhnerin, und Verbinderin des Sinnlichen und des Uebersinnlichen, die ohne sie ewig getrennt geblieben wären; durch geistige Gewalt auch das Gemeinste ergreifend, veredelnd, und erhebend, sucht sie es in die höhere Welt ihrer Weihe hineinzuspielen und braucht dazu alle Schatten, Scheine, und Schimmer der Dinge, wodurch die äußerliche und leibliche Welt, worin sie eben ihr chinesisches Schattenspiel spielt, allein dargestellt werden kann; alles in der Natur kann Gegenstand ihrer Darstellung werden, und ihre fröhliche Begeisterung und Freiheit erhebt zu höchstem Geistesadel, was sie eben noch aus dem Schmutz des Pöbellebens herausgriff. Alles, was mit ihr verwandt

wandt ist, was sich zu ihr bekennt oder hinneigt, mit oder ohne einen Trieb und Anlage, alle die Dinge, die in ihr Gebiet zu gehören scheinen — kurz das Aesthetische hat schon von außen einen eignen wunderbaren Zauberschein, der Manche blendet, ist aber nach innen mit andern innigsten Trieben des Gemüthes so verwachsen, daß Irrthümer, Verwechslungen, Täuschereien, und Gaukeleien in ihrem Reiche von jeher immer häufig gewesen sind; am häufigsten müssen sie dann werden, wann die Macht oder Noth der Zeit viele dahin treibt, daß sie nichts Besseres zu thun wissen als Aeffereien und Tändeleien. Immer sind viele Menschen gewesen, die, von Natur unklar und umnebelt, von den Scheinen und Schatten der Dinge das Wirkliche nie zum besonnenen Bewußtseyn absondern konnten und denen selbst die klarste und tiefste Kunst unter ihren mehr durchsichtigen und ätherischen Scheinen, als die Scheine des Lebens sind, jenen hohen Olympus nie enthüllt zeigen konnte, wo Menschen und Götter, Vergangenheit und Zukunft, Schein und Wahrheit in einem herrlicheren Daseyn zusammenfließen, und wo der Mensch durch die Entfesselung von seinen gewöhnlichen Banden, durch die augenblickliche Vernichtung von seinen kleinen Trieben, Bedürfnissen, und Bestrebungen inne wird, daß noch etwas Anderes in ihm lebt, das hier unten

seine

seine Erfüllung nicht finden kann. Zu diesem Gefühl erhoben kommen ihm die alten Urbilder seines früheren Daseyns wieder, und in einer Unendlichkeit von Ahndungen, Hoffnungen, Sehnsuchten, wodurch die himmlische Wahrheit ganz enthüllet in einzelnen Blitzleuchtungen vor dem Glücklichen vorüberschießet, genießt er schon hier das Höchste und Seligste und muß es dort ewig begehren.

Den zu irdisch befangenen und von Erde und Stein zu hart und zu dicht umwachsenen Menschen, die hier schon in Verwirrung hangen bleiben, droht aber noch eine ganz andere Gefahr. Die Kunst bedient sich aller äußeren Schimmer und Reitze der Dinge, alles Schmucks, aller Pracht, und alles Glanzes des Lebens, um das Rohe, Wilde, und Reitzlose zuerst durch die Schönheit zu beleben und zu beseelen, und es dann durch das Gefühl der göttlichen Freiheit und des stolzen Muthes, welches sie ihm giebt, dem Sittlichen und Uebersinnlichen zuzuführen. Aber eben dadurch ist sie Kunst, eben dadurch unterscheidet sie sich von der buhlerischen und verführischen Gauklerin und Aeffin, die ihren Namen oft so heillos misbraucht, daß alle die kleinen Nichts, Reitzungen und Lockungen, womit sie beginnt, zuletzt in einem höchsten Reitz untergehen, der, alle gemeinen Triebe und Begierden in sich ver-

verschlingend, nach etwas sehnsüchtig macht, das jenseits dieses Gebietes liegt. Wenn nun die Macht der Kunst über die meisten Menschen auch so groß ist, so bleiben doch immer die, worüber wir eben klagten, die Unklaren und Steinernen, die für das zarte Licht und die leichten Flügel der Kunst zu trüb und schwer sind. Aber viel schlimmer ist es, wenn solche Unklare und Steinerne, oder wenigstens solche, die ihnen in mancher Hinsicht ähnlich sind, sich selbst ins Heiligthum der Kunst wagen und sie vor den Menschenkindern spielen wollen. Diese, die selbst an der Schale kleben, können den Kern nicht geben; diesen geblendeten Affen ist das Prächtige, Schimmernde, Reitzvolle, was die Kunst nur als Mittel der Darstellung braucht, das Wahre und Wirkliche selbst, der Schein ist ihnen das Seyn, der Schimmer das Licht, der Glanz die Flamme: und so locken sie das Wüste, Verworrene, und Wilde durch ihr Spiel bis an eine gewisse Gränze hinaus, tauchen es dort in ihren kalten Glanz, und bilden den Leuten ein, es sei nun etwas Höheres und Geweihtes geworden. Diese schaffen nichts anderes, als das Gemeine und Unedle zu verzieren, die unstäten Triebe und Leidenschaften noch mehr zu reitzen und zu verwirren, und neue Strebungen der Eitelkeit und Nichtigkeit ins Leben einzuführen. —

Neben diesen Geblendeten und Bethörten sind aber bewußte Verblender und Bethörer, ohne Scheu, das Heiligste vor dem Volke zu entweihen, welche mit großer Geschicklichkeit und Gewandheit, aber ohne die Frömmigkeit und Innigkeit reiner Kunstpriester, den allmächtigen Hebel zu gebrauchen wissen, womit man durch schöne sinnliche Darstellungen die Menschen lenken kann. Ihr Spiel und ihr Schein täuschen durch eine Aehnlichkeit mit denen der reinen Priester, aber die Gesinnung derselben ist ihnen fremd: nie führen sie uns in das heitre Götterland der Freiheit hinüber, sondern verlassen uns in irdischer Leidenschaftlichkeit und Verworrenheit; das Zierliche und Schimmernde und alles Aeußerliche der Kunst wird als ihr Wahrstes und Innerstes gegeben, und aller Lüsternheit, Buhlerei, und Verruchtheit, die sonst oft noch das Licht scheuen würden, wird eine Maskenfreiheit bewilligt, die sie frech und unbefangen unter die Menschen treten läßt. Diese schlimme Art hat der Kunst von jeher einen bösen Leumund gemacht. Morgen erzählen wir uns mehr von ihren Eitelkeiten.

---

## Elfter Brief.

Oft und viel ist gefragt worden, meine lieben Kinder, wo und in wie fern das Aesthetische, Sittliche und Religiöse im Menschen zusammenhangen. Das fühlt ein jeder, daß sie im Innersten unsers Gemüthes aus einer gemeinschaftlichen Wurzel wachsen, daß manche innere und äußere Berührungen und Beziehungen unter ihnen sind; aber die verschiedenen Grade ihrer Verwandschaft und Befreundung, wo sie von einander abgehen, und wo sie zu einander zurückkehren, oder oft gar durch einander hingehen, die Gränze auch, wo sie von einander geschieden werden müssen, wenn nicht eine unglückliche Verwirrung entstehen soll, haben die einen so, die andern anders angegeben. Aber diese Gränzbestimmung, wo die Scheidung seyn soll, hat bis auf den heutigen Tag nicht gelingen wollen, so nothwendig sie auch seyn mögte wegen der ungebührlichen Ansprüche und Eingriffe, welche das Aesthetische auf die andern beiden macht, und wegen der Gaukeleien und Aeffereien, die es oft bewußt mit

ihnen treibt. Zuvörderst ist die Kunst von dem Sittlichen und Religiösen völlig unabhängig, sie hat ihr Lebensrecht in ihr selbst, in jenem unwiderstehlichen Trieb, der schaffen und bilden muß; sie darf seyn, wie sie ist, und spielen, wie sie spielt, ohne von andern die Erlaubniß und Begünstigung zu suchen. Ihr Götterspiel ist ein völlig indifferentes Spiel höchster Freiheit, das weder links noch rechts blickt, noch horcht, was andere davon denken oder dazu sagen. Sobald sie dies thut, sobald sie auf ihre Geschwister, die Sittlichkeit und Religion, hinblickt und durch eine absichtliche Leitung ihnen die Menschen recht eigentlich zuspielen will, verliert sie mit ihrer Unschuld die Macht dies zu können und wird eine befangene Sklavin und Sünderin. Weil es aber in manchen Aehnlichkeiten und Gefühlsdämmerungen unstreitig erscheint, daß diese drei Schwestern aus Einem Bette sind, weil es auch unläugbar ist, daß ihre Gebiete oft so in einander fließen, daß die Scheiden sich nicht immer scharf abmarken lassen, so wird dies von den Bethörten und Bethörenden, deren leider so viele auch in der Kunst pfuschen, aufgegriffen und aus der ungebührlichen Vermischung und Verwirrung der drei in einander wird ein schlimmer Zustand erzeugt, halb aus Lüge, halb aus Wahrheit zusammengesetzt, der in den

ge-

gebildeten Ständen immer eine große Rolle gespielt hat und jetzt eine sehr große spielt. Ich meine das sogenannte ästhetische Wesen in unsern Gesellschaften.

Die Kunst und alles, was im schöneren Sinn zu ihr gezählt werden kann, mögen nie gehören für das, was man gewöhnlich Gesellschaft nennt; ihr Kreis ist enger und weiter, als dieses gemischte Mitteldings, welches zwischen dem gemeinen Leben und den höheren Bedürfnissen nach Freiheit und Geist steht: sie gehören für das Haus oder für die größere Gesellschaft, die schon Versammlung oder Gemeinde heißen kann. Sie gehören für das Haus oder den engeren Kreis weniger Zugethanen und Geweihten, die bescheiden und still ohne Antriebe und Ansprüche der Eitelkeit sich ihrer freuen mögen, so weit sie es in dieser Enge können; mehr noch gehören sie für die Versammlung oder Gemeinde, die groß genug ist, daß die einzelne Eitelkeit und Gaukelei darin untergehe, und die Reitz und Athem genug hat, die Kunst durch das Gefühl des Ganzen und Allgemeinen aus der niedrigen Sphäre des Einzelnen und Kleinen herauszuheben. Die Gesellschaft ist, wie ich eben sagte, die Mitte zwischen Haus und Gemeinde (Volk). Sie tritt heraus aus der nahen Berührung, worin das Haus jeden Einzelnen mit den andern Genossen hält, bleibt aber fern von jener Aufhebung aller einzelnen

Berührungen und Ansprüche, von jener Freiheit und Unbefangenheit, wozu das Gefühl des Allgemeinen erhebt, das in der Gemeinde alles Einzelne verschlingt. In ihr spielt das Leben zwischen der unschuldigen Vertraulichkeit und Bewußtheit des Hauses und der noch unschuldigeren Allgemeinheit und Unbewußtheit der Gemeinde: das Einzelne mit allen seinen Ansprüchen und Bedürfnissen wogt in ihr mit einer unaufhörlich wechselnden Fluth zwischen dem Allgemeinen hin und her, sie wandelt zwischen Haus und Gemeinde auf und ab, bald diesem bald jenem näher, und bei allen Scheinen der Indifferenz, bei allen Betheurungen, das Einzelne dem Allgemeinen geopfert zu haben, ja selbst bei dem wirklichen Bestreben, dies zu thun, kann man sie, wo sie ihr Höchstes erreicht, doch immer nur ein Hinspiel zur Gemeinde und zu dem freieren Leben nennen, das dort möglich ist. Meint sie die Kunst als mit einem ernsten Spiel, das schon etwas bedeuten soll, bei sich einzuführen, so entwürdigt sie dieselbe und verdirbt sie und sich selbst durch eine Halbheit, die sie bald inne werden läßt, daß sie das Kleine zum Großen hinaufklügen will. Denn alle Versuche und Ansprüche, die nichts Ganzes werden können, doch aber immer nicht gestehen wollen, daß sie es nicht geworden sind, arten in Lüge aus, die, wie es geschieht, wieder ein Heer von Eitelkeiten ausbrütet.

Ich

Ich meine hier das, was in der frommen und freundlichen Bescheidenheit des Hauses nicht bleiben will und in die freie und gefährliche Größe der Gemeinde nicht hinauszuschreiten wagt: was ich mit einem gemeinen Ausdruck, der aber sehr gut paßt, die ästhetische Kunsttreibjagd nennen will, welche die gutmüthige und unbefangene Freude der gemeinen Menschen aus der Gesellschaft jagt und das freie und muthige Vergnügen der Kunst nicht in sie hineinkommen läßt. Meine Kinder kennen dieses widerliche Wesen, diesen immer gespannten Zustand der Eitelkeit, alle diese kleinen Ansprüche und Strebungen, die zu keinem Leben, all dies Gesumm und Geschwirr, die zu keinem Klang werden können.

Sie sollen mich aber nicht misverstehen, meine liebenswürdige Freundin, als glaubte ich, diese halbe und verkehrte Kunstäfferei sei in unsern gewöhnlichen Gesellschaften die allgemeine; es giebt immer noch genug Gesellschaften der sogenannten Gebildeten, wo das Leben in satter und selbstgenügender Gemeinheit ohne allen Kunsttrieb und alles Kunstspiel auftritt. Aber ich weiß wirklich nicht, welches von beiden ich lieber will, dieses Gemeine, oder jenes Ungemeine. Das Erste steht doch noch in dem Menschlichen und kann noch hingelangen, wohin das Zweite schwerlich mehr kömmt. Nein, ich meine

die,

die, welche wir beide wohlkennen, wo man mit schönen Talenten, mit ästhetischen Gefühlen und Unterhaltungen, mit Kunstansprüchen und Kunstaussprüchen einander zum Besten hat und sich um Lust und Freude täuscht. Denn eigentlich findet keiner dort, was er sucht, und die Eitlen, die heute zufrieden zu Hause gehen, werden morgen grausam zerknirscht. Aber nicht allein um die Freude betrügen sie sich hier, sondern auch um die Sittlichkeit, denn dieses Lügenspiels, das gewöhnlich klein anfängt, bemächtigt sich der Teufel bald und webet alle seine schlimmen Gelüste und Hinterlisten mit darein.

Ich habe oben schon gewarnt vor der hitzigen Jagd, welche die Weiber jetzt auf die sogenannten Talente machen, und hingewiesen auf die Gefahr und Verführung, die in ihnen liegt, und auf die lächerlichen und thörigten Ansprüche, die darauf gegründet werden. Alles, was den Schein des Heiligen, Zarten, und Ueberirdischen hat, lockt und zieht das Weib, dessen Leben mehr in der innerlichen Welt steht, als das Leben des Mannes; unser christliches Gemüth vollends, die romantische Sehnsucht nach Geist und geistigen Genüssen macht alle Herzen von Tage zu Tage gereitzter und empfänglicher. Die nun gleich anfangs durch Eitelkeit zu dem geführt werden,

was sie Kunst und Kunstübung nennen, sind gewöhnlich auf immer verloren; aber selbst die reinen und heiligen laufen mehr als je Gefahr, durch die vielen Verfälschungen und Täuschungen in die Irre verlockt zu werden. Denn wie hoch das Streben dieser Zeit auch gehe, das läßt sich nicht leugnen, daß noch nichts innen bleibenden Leib und Gestalt gewonnen hat, so daß die Ungestalt mit ihrem ganzen Truggefolge ein freieres Spiel hat denn je zuvor. Wegen dieses Mangels einer Zeit, die im Werden ist, treiben viele, die sonst etwas ganz Anderes thun würden, ohne Beruf zu etwas hin, das sie unter andern Umständen gar nicht gereitzt hätte. Die Kunst selbst, weil draußen kein Staat, kein Volk, kein Vaterland ist, worin sie das stolze und große Gefühl bewahre, woraus sie fröhliche Nahrung sauge, woran sie, was Maaß und Gestalt ist, lerne, wird aus dem Oeffentlichen und Allgemeinen, das kaum mehr ist, immer mehr in einen engeren Kreis gebannt, ihren ächten Jüngern wird es täglich schwerer, ihr hohes Bild nicht aus den Augen zu verlieren und ihren heiligen Dienst, von der Menge unverführt, treu zu verwalten, und zugleich als die Besonnenen und Begeisterten da zu stehen; denn die vielen Eitlen, Thörigten und Gaukelnden, wovon sie umgeben sind, und welche alle für Priester und Eingeweihte gelten wollen, können auch

ihnen oft den hellen Pfad verdunkeln, wenn auch nur durch den Staub, den sie darauf erregen. Die Gaukler und Nichtsthuer, von welchen mehr in Eitelkeit getändelt und geklügelt, als im Ernst gearbeitet und gestrebt wird, sind grade die, welche von jeher die Meister dessen waren, was wir gewöhnlich die Gesellschaft nennen. Was sollen diese anders bringen als öde Schwärmerei und sündliche Spielerei? Dazu kömmt noch etwas Anderes, was das Geschlecht immer gebraucht hat, welchem graut durch Arbeit und Gefahr zur Tiefe zu dringen, sondern welches lieber auf der glatten Oberfläche gaukelt. Sie nehmen sich so gern die Rechte der höheren Genien, denen sie nachäffen, und legen diese Rechte falsch aus, um in ihnen für die Sündlichkeiten und Eitelkeiten, die sie treiben, einen Deckmantel zu finden, und oft mögen sie auch in der Unschuld jenes Esels seyn, der sich in der Löwenhaut auf einen Augenblick wohl selbst für einen Löwen hielt.

Die Künstlerwelt ist auch in dem, womit sie im Leben auftritt, eine ganz eigne Mittelwelt zwischen dem Gebundenen des zwingenden Gesetzes und dem Freien des fröhlichen Gemüthes. Man könnte alle ächten Künstler vergleichen mit Vögeln in ihren mannigfaltigen Geschlechtern. Das Tiefe und Gemüthvolle und das Leichte und Flatternde, das Liebende

und das Treulose, das allen und keinem Angehörende, kurz die mannigfaltigsten Wechsel der Welt sind in ihnen ausgedrückt und offenbart, wie an diesen leichten Spielern der Luft. Von der Natur berufen, die allgemeinen Empfindungen, Bilder und Gestalten der Dinge aufzufassen und darzustellen, scheinen sie für sich selbst kaum bestimmt, irgend etwas Ausgezeichnetes und Bleibendes als ein eigenes Leben und einen eigenen Karakter zu zeigen; über der Lust zu schaffen zerfließen sie selbst gleich Lichtern und Farben. Bei manchen der größten Kunstgenien läßt sich ein solches Leben nachweisen: unschuldig wie die spielenden Vögel folgten sie ihrem Triebe und thaten, was er gebot. Auch ihre Leidenschaften und Handlungen muß man oft richten, wie man Kinderspiele richtet: was bei andern schuldig genannt wird, heißt bei ihnen unschuldig, was wir an andern mit Recht als Laster verdammen, ist bei ihnen oft nur ein gleichgültiges Lebensspiel; die durch keine Sitte geführt zu werden bedürfen, sondern allein durch die Triebe gehalten werden, darf man nicht nach der Sitte richten. In dem, was sie schaffen, liegt die Probe für das, was sie thaten: ein Stümper muß als Ernst entgelten, was bei einem Raphael und Shakespeare Scherz bleibt. Und wenn man hier mit dem Richtscheid der Sitte hinzutreten wollte, wo soll man die immer neuen und

schlüpf-

schlüpfrigen Proteusverwandlungen anfassen, alle die tausend Hinundherspiele und Launen, alles das, was bald kindisch bald göttlich, bald irdisch bald himmlisch, zugleich allem und nichts ähnlich, durch alle möglichen Gestalten hin und her flattert?

Diesen Stand der Künstler außerhalb dem Bann des gewöhnlichen Gesetzes haben ihnen die Kunstäfflein und Jüngerlein abgelauscht, sie haben viel gehört von der hohen Freiheit der Kunst, von dem fröhlichen und genialischen Spiele, das scherzend versöhne, was bei andern arbeitend versöhnt werden müsse. Hier wollen sie nicht umsonst gelauscht und gehorcht haben, und nehmen sich übermüthig als ein Recht, was die ächten Künstler nie als ein Recht angesprochen haben. Denn hätten diese je gedacht, daß sie als außerordentliche Menschen dies und jenes thun dürften, was andern nicht so zustehe, wahrlich sie hätten es nicht mehr gedurft. Man braucht nur in die erste beste Gesellschaft zu gehen, wo das moderne ästhetische Wesen im Schwunge ist, um über die seltsamen Orakelsprüche zu erstaunen, womit diese, die sich zu Ungewöhnlichen stämpeln, sich von dem Gewöhnlichen frei sprechen und über das Gesetz des Pöbels, wie sie es nennen, hinaussetzen. Da klingelt denn dies kleine Geschlecht von hohen Indifferenzen, von Kunstbefreiungen und Kunsterhebungen, wie es bei den Geweihten

weihten nie geklungen hat; denn da klingt es nicht viel: wo die Götter wohnen, wohnt die Stille. Da setzt man mitten im Christenthum ein gewisses heidnisches Recht auf den Thron, während man fein christlich seine ästhetisch-mystischen Gaukeleien treibt, worin von dem Saft und der Kraft jener alten vergangenen Zeiten auch kein Tröpflein ist. Nicht auf dem höchsten Standpunkte der Dinge, wo Himmel und Erde in der herrlichsten Gemeinschaft zusammengehen und die Götterkinder wieder in alter Unschuld mit den Menschenkindern spielen, sondern auf ihrem niedrigen Olympus, wo man jetzt vor Hitze zerschmilzt, jetzt vor Frost erstarrt, wollen diese Aefflein etwas in das Leben hineinstellen, was, wie sie es meinen, nie im Leben gestanden ist, sondern als erhabenstes Bild der Freiheit nur in den Augenblicken heiliger Weihe bei den Begeisterten wohnte. Die Kunst selbst, wie sie immer mehr aus der Mitte des Volks heraustritt, verliert das Unschuldige, Klare, und Freie; in den engen Schranken der Gesellschaft wird sie befangen, unruhig und eitel; alles, was in der Mittelwelt der Gesellschaft lebt und mit ihren äußeren Scheinen einige Aehnlichkeit hat, hängt sich an sie an und zieht sie immer tiefer hinab in den Staub und die Verwirrung des Gemeinen; alles Unentwickelte ferner und Unbestimmte von Trieben und Gefühlen, das,

weder

weder der äußerlichen noch der innerlichen Welt recht angehörend, durch seine Mattigkeit und Weichlichkeit auch nie bestimmt, sich bildend an eine Gestalt zu heften und etwas Wirkliches zu schaffen, sich auch viel zu vornehm dünkend, sich zu dem Gewöhnlichen herabzulassen, meint in der Kunst seine Erfüllung zu finden, und findet sie allerdings, wie sie hier gefunden werden kann, in jener Kunst, die in dem Geschnatter und Gezier der Gesellschaft mit umgeht; auch viel Schlechtgesinntes, Fäules, und Vagabundisches, was in der Welt, wo gearbeitet und der eine durch den andern geprüft wird, keine Hoffnung hat, etwas zu bedeuten, mischt sich mit in diese allgemeine Verwirrung und sucht durch lose Künste einen ephemerischen Schimmer zu gewinnen. Auf diese Weise wird alles Wilde, Lüsterne, Maaßlose, und Ungebundene in Trieben und Sitten auf die unschuldige Kunst hinübergespielt; sie soll alle Thorheiten und Sünden der kleinlichen und elendigen Menschen mit ihrem ätherischen Strahlenmantel zudecken. Aber eben weil die Klarheit immer bei ihr ist, geschieht grade das Gegentheil von dem, was sie hoffen; es geht ihnen, wie es dem Buben gehen würde, der zu einer nächtlichen That die Sonne mitnähme. Unter diesem Haufen, welcher Legion heißt, bilden sich wieder kleinere Haufen. Wir sehen einige davon.

Die ersten, welche die größte Zahl ausmachen, sind jene bewußten Eitlen und Anspruchvollen, die, von einer ewigen Unruhe des Ehrgeitzes und der Gefallsucht getrieben, von Natur nach allem greifen, was zierlich, schimmernd, und vornehm aussieht. Es ist die Klasse, welche in allen Dingen immer besser seyn will, als das Volk, sich entziehend der allgemeinen Welt Gottes aus Scheu, zu empfinden und zu leben wie die meisten, kurz aus Schwäche und Nichtigkeit dem Menschlichen und Einfältigen feind von Anbeginn. Durch keinen edleren Trieb als den, nicht zu seyn wie die andern, lügen sie durch Täuscherei und Gaukelei etwas, das sie nicht sind; sie erniedrigen die Kunst zur Künstelei, machen die Gesellschaft, wo man fröhlich seyn soll, zu einer langweiligen Pein von Witzeleien und Zierereien, kurz sie sind wie die unverschämten Herbstfliegen, die uns durch ihre Stacheln und ihr widerliches Gesumm nur wehmüthig erinnern, daß die letzten warmen Tage da sind, daß Frühling und Sommer hinter uns liegen und alle die niedlichen und bunten Schmetterlinge und Bienen, deren Blumen auch schon verwelkten. Man könnte diese Art die Höflinge der Kunst nennen, ihre eigentliche Region könnte mit einem kurzen Worte die blanke Welt heißen.

Fast

Fast eben so zahlreich ist die große Schaar von Männern und Weibern, bei welchen es einen dünken könnte, als seien sie die durch das oben erwähnte weibliche Princip Regierten, die zarten und empfindsamen, die stern- und blumensehnsüchtigen Mondscheinseelen. Diese Schaar ist nirgends größer, als in Teutschland, das mit Recht das Land der Empfindsamkeit heißen kann. Das Weiche und Wechselnde des Klimas, das Gestaltlose und Nichtige des Staates und des Außenlebens, selbst das Höchste des teutschen Volkes, der Trieb und die Sehnsucht nach dem Uebersinnlichen und Himmlischen, hält so viele Menschen mit mittleren Anlagen und Trieben grade in dem Zustande, wo sie von dem Halben und Ungebildeten, was, eben weil es das ist, alle möglichen Scheine und Reitze hat, so leicht angezogen und verlockt werden können. Die neblichte Dämmerung, das unbestimmte Gaukeln und Tändeln mit Empfindungen, die mürbe Weichlichkeit, die sich allem Wilden und Leidenschaftlichen hingiebt, treiben hier mit der Kunstäffin ein widerlich nächtliches Spiel, worin man das Nichtige als das Wahre vergöttert, und durch das Herz, und immer durch das Herz, durch himmlische Thränen, unnennbare Gefühle, göttliche Sehnsuchten gezogen

und

und regiert wird. Aber das Lüsterne und Ueppige ist immer mit dabei, und diese Kunst, statt über das Sinnliche zu erheben, reißt tief in alle Sinnlichkeit hinab; geht es hier ungrad, so muß das allmächtige Herz, der überirdische Trieb, die von Ewigkeit her bestimmte Liebe, und was für schöne Namen man für seine Thorheiten weiß, alles gut machen. Hier baut sich der Teufel so leicht ein Nest, worein er die girrenden Täubchen der Empfindsamkeit lockt: der Zunder muß wohl brennen, wo so viel Feuer ist. Hier, grade hier ist es, wo man unter der Larve des Heiligsten und Innerlichsten so häufig das Unheiligste und Aeußerlichste treibt. Wo alles durch Gefühle entschieden werden soll, wo die Klarheit als Geistesarmuth, die Besonnenheit als das Bedürfniß irdischgesinnter Menschen verlacht wird, da tritt ein Zustand ein, der den verlarvten und unbestimmten Krankheiten ähnlich ist: sie sind im Körper allenthalben und nirgends, und eben deswegen sind sie so schwer zu heilen. Jede Ungesundheit des Gefühls, jeder Wahn und jede Sehnsucht, die zuletzt in Worten plappern und ihre Thränen nicht allein dem Mond und den Sternen und den verschwiegenen Geistern, sondern auch den geweihten Brüdern und Schwestern erklären und auslegen können,

sind in Hochmuth und Verblendung so weit von der einfältigen Natur abgekommen, daß kein Gott sie vor den Netzen der Sünde erretten kann, worin sie sich dichter und dichter verstricken.

Die Kunstheiden endlich in dieser neuen Welt, wo wir Christen seyn sollen! Ich habe ihrer oben schon erwähnt, und erzählt, wie sie sich auslegen, was ihnen von Kunstfreiheit erschollen ist. In einer Zeit wie die unsrige, wo es des ganzen Herzens bedarf, um sich unter den Todten und Schlaffen frisch und lebendig zu erhalten, wo in Erstaunen und Schrecken so viele die Hände matt in den Schooß sinken lassen und nichts weiter thun als zusehen — mögten manche ein gewisses unwürdiges unvermeidliches Schicksal des alten Heidenthums wieder erwecken, sei es auch nur, um ihre Nichtigkeit zu beschönigen; oder sie stellen sich auch auf den Kothurn der Kunst und rufen übermüthig auf uns herab: Wir sind die Götter, Helden, und Seher und stehen nicht unter eurem kleinen Gesetz; unsre Herrlichkeit ist im bloßen Seyn, die eurige im Thun; euer ist die Arbeit, unser der Scherz; für euch giebt es Sünde, uns ist alles indifferentes Götterspiel, und wir wetten von euren Gerichten an die Götter und unsere Kraft. So tönt es, und man mögte es vergeben, wenn etwas von heidnischer Tüchtigkeit dahinter wäre.

Sollen wir uns mit dieser falschen Münze bezahlen lassen?

So, meine lieben Kinder, hängt sich das Verderben an alles Menschliche. Glückselig, wer in dieser Umkehrung der Dinge helle Augen und ein treues und einfältiges Herz bewahret! Wir sehen nun noch, wie sich das Religiöse in der jetzigen Zeit regt und was die ernsten und die kindischen Spiele mit dem Mystischen und Innersten bedeuten.

Diejenigen, die in der Geschichte nichts weiter finden als einen dummen und matten Kreislauf der Dinge, sind mit der Erklärung auch dieser Erscheinung sehr leicht fertig; ihnen macht die Geschichte nur immer Sprünge von einer Spitze zur andern, um dann auf denselben Punkt, von welchem ihre Bewegung ausgegangen war, wieder zurückzufallen; ihre Ekliptik und der Sonnenlauf darin sind in allen Jahrtausenden dieselben gewesen, und Gott hat immer seine Freude gehabt, einerlei Possenspiel so lange vor uns aufzuführen, daß es uns eine völlige Narrheit geworden ist. Diese klugen Zirkelerklärer gießen uns dann reichliches Wasser auf die glühenden Köpfe, dazu rufend: Sachte, sachte, liebe Kinder! nicht so laut mit euren Wundern! gebärdet euch nicht, als wenn dergleichen, was ihr die neue Zeit nennet, nie gewesen wäre; es ist ja nur das älteste Alte, die Kin-

derei, die ihr immer wiederholet. Lange genug war es der Ton, keinen Gott, keine Kirche, keine Priester, keine Heiligen, keinen Himmel und keine Hölle zu wollen noch zu glauben; dessen seid ihr nun satt geworden — es hatte seine Spitze erreicht — und jetzt bietet einer den andern über, es ihm im Glauben zuvorzuthun, wie sonst im Unglauben; alle Götter, Engel, und Heiligen, ja Satanas und seine ganze Legion werden wieder lebendig gemacht, und Propheten, Verkündiger, Seher predigen von dem Reiche Gottes und von unsichtbaren Geistern und Mächten. Auch diese Narrheit will ihre Zeit haben.

In einem gewissen Sinn behalten diese historischen Zirkler immer Recht. Die dicke Masse der Dinge, die große Menschenmenge, scheint uns nach bloß physischem Gesetz äußerlich immer nur auf und ab gewogt zu seyn, wie das Meer nach einigen Tagen Brandung wieder zu seiner glatten Fläche zurücksinkt; auch in allen Entwickelungen der Staaten und Völker, obgleich aus Physischem und Geistigem gemischt, ist etwas, das durch dasselbe Gesetz beherrscht und entschieden scheint: aber wer die großen Zeiten und ihre Wendepunkte in der Geschichte entdecken kann, der erblickt in allen scheinbaren Wiederkehren und Rückfällen zum Alten immer einen verschiedenen Weltgeist, den durch die mancherlei Alter und Völker von

Stuffe zu Stuffe wandelnden Gott. Wer in der Geschichte nicht nach Gott aussieht, wer ihn und die Menschheit nicht in einem ewigen inneren Fluß erblickt, der durch das äußere Gerüst der Dinge (die klappernde und lärmende Geschichte) nur verdeckt ist, der thäte besser, etwas Anderes zu ergreifen, als Namen auf Namen und Zahlen auf Zahlen zu häufen, um endlich die große Lehre zu finden, daß von Nimrod bis auf Schach Nadir, von Karln dem Großen bis auf Napoleon, von Pythagoras bis Kant einerlei Narrheit nur unter andern Figuren wiederholt worden. Auch wir leugnen nicht, daß das Aeußere äußerlich erklärt und begriffen werden muß; aber wir kennen noch ein Innerliches. Aus der Klügelei, dem Unglauben, der Gottlosigkeit und Verruchtheit, welche seit einem halben Jahrhundert immer wilder und wilder um sich griffen, verstehen auch wir, was an den jüngsten Erscheinungen des Gegentheils äußerlich ist; wir wissen auch recht wohl, daß sogar manches Geistige und Innerliche, was sich jetzt in der Menschenmehrheit regt, wieder zu dem Aeußerlichen zurückfallen und mit ihm fortgeschwemmt werden wird, weil es die höchste Geisterprobe nicht bestehen noch in ihm selbst zur Vollendung durchdringen konnte. Aber wie dies auch wieder verschwinde und verschwimme, doch bleibt auch in dieser Menge, in dieser Aeußerlichkeit

des ganzen Geschlechts etwas Anderes, als vorher da gewesen, es wird nie wieder dasselbe; jede große Umrollung der Dinge, jeder große Wechsel der Menschheit läßt auch in dem Dicken und Groben etwas von dem Feinsten und Zartesten zurück, was in ihm gelebt und gerungen hat; selbst das Leibliche der Dinge wird immer mehr von Geist und geistigen Trieben geschwängert. Wenn dies schon hier so ist und sich geschichtlich zeigen läßt, wie vielmehr muß es nicht dort seyn, wo das rechte Menschliche und Göttliche offenbart wird! Dieser Offenbarer des Höchsten sind immer nur wenige Auserwählte, die Wissenden, Seher, Propheten, Künstler. Diese erhabenen Verklärer und Verwalter des Geistes der Dinge hinterlassen ein geistiges Vermächtniß, immer ein Neues Testament der Bestätigung Gottes, ein von allen vorigen Leben verschiedenes Leben; denn nur wo Geist ist, da ist Leben.

Es giebt keinen Zirkel; auch jetzt noch keinen. Nie ist gerungen und gekämpft für den Geist, nie ist gesehnt worden nach Geist, wie in unsern Tagen. Nicht nur, weil die Dinge ihre Spitze erreicht hatten des Verruchten und Gottlosen, sondern eben weil jene Spitze die letzte Probe des alten Zeitalters war, wird so allmächtig und unaufhaltbar dem neuen Zeitalter entgegen gestrebt. Wie Israel einst mit Gott

rang und sich die Hüfte verrenkte, so ringt das Kleine und Große mit den mächtigen Geistern der Zeit, und nicht allein verrenkte Hüften und lahme Gebeine, sondern auch verrückte Köpfe sind in Menge zu sehen. Wäre dies alles nichts weiter als jener Ueberstürz von einer Spitze zur andern, so würde es bloß als wilde Gährung der Kräfte, als wüste Schwärmerei, und leidenschaftliches Treiben, das immer in ihm selbst ermatten muß, erscheinen. Die oben genannten historischen Zirkler und die faulen Feinde jeder geistigen Bewegung sehen freilich nichts Anderes, und gewiß auch des wilden und geistlosen Getümmels und Lärms ist genug. Aber die Hohen und Erwählten, die, welche die Zeit gebähren und verjüngen sollen, ringen um das höchste menschliche Gut, um Wissenschaft und Erkenntniß mit einer feurigen Begeisterung und einem heiligen Eifer, wie es in manchen Jahrhunderten nicht gesehen worden. Sie werden die zerrissenen Dinge verbinden, die getrennte Welt der Geister und Leiber wieder zusammenführen; auf die Spitze sind die Dinge gestellt, damit die Leiberwelt, sich sehnsüchtig in den flammenden Abgrund stürzend, der Geisterwelt in die Arme rolle, nicht mit jener geblendeten Liebe, die sich leidenschaftlich zerreißt, wie sie sich knüpft, sondern mit jener klaren und heiteren, die, alle Verhältnisse über-

schauend und alle Kräfte wägend, weiß, was sie empfindet und warum sie es empfindet. Jetzt steht das höchste geistige Zeitalter, das je gewesen. Wie unendlich die Sehnsucht und Liebe ist, die sich auf Sieg und Verderben in die bodenlose Tiefe der Dinge hinabstürzt, so unendlich ist die Kraft, die sich nachstürzt und sie an das Licht zurückführt, um jene Besonnenheit und Klarheit zu gewinnen, wodurch die neue Welt aufgebaut werden soll. Denn das ist nicht gesehen worden seit der alten Griechenzeit, die in Unschuld, Freude und Freiheit lebte, fühlte und anschaute, was wir sehen: flammende Begeisterung und kühle Besonnenheit beisammen. Soll ich Ihnen die Namen nennen? ach! es sind noch lebendige Menschen, in Arbeit und Streit begriffene; die Zeit muß sie verherrlichen, darum schweige ich. Licht soll werden, jenes Licht, das Christus verhieß, das lange verhüllt gewesen ist, damit es die unmündige und kindische Welt nicht verzehrte, dessen Glanz wir aber nun ertragen lernen sollen. Auch die Herrlichsten und Frischesten werden davon jetzt noch häufig geblendet und versehrt; aber muthig ringt das Streben, und endlich wird das Gelingen kommen, die neue Sonne des Heils an dem ewig klaren Firmament der Welt zu befestigen. Dann beginnt das wahre Christenthum, das Reich der Glückseligen und Freien; auch

die

die größten Führer der Zeit sind nur noch Vorarbeiter und Verkündiger, aber sie wissen, was werden soll, und sie arbeiten zu wissen, wie es werden soll. Wie viel Altes wird dann auf immer verrufen! das Kinderkleid wird ausgezogen, das Gerüst zerschlagen, der freiere und mündigere Mensch zieht auch eine freiere und vollkommnere Gestalt an.

Aber auch den edelsten und lichtesten Priestern unserer Zeit hängt ein Schein des Unbestimmten und Schwankenden an; nur wer den Geist der Zeit und den Sinn, der aus ihr zu ihnen übergeht, durchdrungen hat, mag in das Heiligthum gelangen, wo sie in Wahrheit und Klarheit wandeln. Wie wäre es möglich, an einer völlig leiblosen und gestaltlosen Zeit das allen Augen zu zeigen, was in der äußerlich gediegensten und gestaltvollesten Zeit doch immer nur gleich zarten Schatten und hinfliegenden Sonnenschimmern erscheinen könnte? Und auch das scheint mir die Aufgabe unserer wundervollen Tage, die Nichtigkeit und Unzulänglichkeit, die in allem Leiblichen und Aeußerlichen liegt, bis auf das Aeußerste zu offenbaren, damit die Menschen, durch Mangel und Oede hinausgetrieben aus ihrem gewöhnlichen Leben, die Thore des neuen Lebens mit Gewalt zersprengen und in überschwänglicher und ungestillter Sehnsucht nach Geist die ewigen Güter zu gewinnen wagen, wo-

durch die vergänglichen allein ihren Werth erhalten sollen. Selbst die Besonnensten und Klarsten, die wissen, um welche Preise sie ringen, werden von dem allgemeinen Schicksal gefaßt, das jetzt herrscht; als fühlenden und bedürfenden Menschen muß ihnen in ihrem kleineren Daseyn oft begegnen, was allen begegnet: das Unermeßliche und Unbegränzte der Geisterwelt, die sie aufschließen sollen, wogt mit ihren feurigen Wellen auch auf sie ein, um so gefährlicher, je einzelner sie da stehen. So geschieht es denn, daß die Seher und Propheten, die Wissenden und die Verkündiger in ihrer einsamen Herrlichkeit kaum den Zeitgenossen anzugehören scheinen. Viele sagen, sie machen nur eine Schule, die mit dem wirklichen Zeitalter nichts zu thun habe; viele glauben auch, sie werden eine Schule bleiben und wir werden in der Welt noch einmal das Alte erleben, was nach dem Verfall der schönen politischen Welt Griechenlands zu Athen, Rhodus und Alexandrien gesehen ward, Schulen, welche die Zeit gar nicht berührten, und ein Volk, das ihrer unbewußt neben ihnen träge seinen Weg fortging. Wahr ist es, die höheren Genien müssen in einem gewissen Sinn immer eine Art Schule, eine enge geschlossene Genossenschaft bilden, sie müssen, weil sie über dem Volke stehen, auch oft außer dem Volke zu stehen scheinen; aber die Wege müssen nicht

gesperrt seyn zwischen beiden, wie es mit den späteren Schulen der Griechen wirklich der Fall war, sondern von den Geweiheten und Wissenden muß die heilige Flamme auf alle ausgegossen werden. Dies wird auch geschehen zu seiner Zeit; jetzt ist alles noch getrennt. Denn das, was diese Genien erregt und beseelt, ist der Geist, der verheißen ward, der große Geist der Gemeinschaft und Verbrüderung, der Geist allgemeiner Freiheit und Theilnahme an den himmlischen Gütern. Alle Christen sollen Freie werden und Geweihete; sie werden eingeweiht werden, wann sie fähig sind: denn ich sage es, was schon die Apostel sagten, was aber zu ihren Zeiten noch bei wenigen geschah, alle werden hinfort getauft werden mit Feuer und Geist.

Und wahrlich diese wenigen Freiesten und Herrlichsten sind noch selbst immer mitten in der Feuertaufe, in Mühen, Schmerzen und Gefahren. Da darf man wohl denken: geschieht dies am grünen Holz, was will am dürren werden? Und wahrhaftig dürres Holz genug wirft sich freiwilligen Uebermuthes in die Flamme, oder wird von fremder Gewalt hineingetrieben und verzehrt. Auch was am leiblichsten und irdischesten gesinnt ist, muß durch das erbarmungslose Verhängniß der Zeit mehr und mehr das Aeußerliche aufgeben und verlieren lernen; der

Leib

Leib und die Gestalt der alten Welt vergehen unrettbar; es ist die Zeit, wo die Geister anfangen Fleisch und Bein abzulegen und nackt in der Welt umherzuwandeln. Die Mittleren, von jeher bestimmt, zwischen Himmel und Erde zu schwanken und zu schweben, welchen auch eine Dämmerung von Geist aufgeht und in welchen eine dunkle Sehnsucht nach Geist sich regt, welche durch die feurigen Blitzleuchtungen der höheren Propheten aufgeschreckt und in das furchtbare Geisterreich hineingelockt werden, erfahren nun ein böses Schicksal. Die Geister, worunter sie sich wagen, streifen ihnen die letzte irdische Hülle ab und muthen ihnen zu, auf Leben und Tod durch die Feuerpein der Verjüngung zu gehen; aber die Armen haben den Geist nicht, der mit Geistern ringen kann, zerrissen und blutig, versengt und verdorrt, fliehen sie zu der alten Erde zurück, die ihnen den frischen Saft und das irdische Mark nicht wiedergeben kann, das ihnen die Geister ausgesogen haben. Was ist ihnen widerfahren? und was widerfährt uns in ihnen? Sie stehen nicht so fern von uns im Aetherglanz des reinen geistigen Daseyns, wie jene höheren Wissenden, die uns nur irdische Scheine darzustellen bedürfen und grade durch sie ihren Himmel zu uns hinabspiegeln, sondern in der gewöhnlichen Erdennähe erschrecken sie uns wie entleibte Gespenster, gleichsam

wie Wahnwitzige, wo der Geist furchtbar aus dem Leibe hervorschimmert: uns wandelt ein Grauen an vor einer Welt, welche irdische Augen so nicht erblicken sollen. Denn wahrhaftig jener schreckliche Durchschein der Geister durch die Leiber dieser verzückten und fallsüchtigen Unglücklichen ist so, daß es uns däucht, als werden sie jeden Augenblick die dünne Hülle zersprengen und herausfahren. Ich habe Manche gekannt und kenne Manche, die ihre phaetontische Kühnheit schwer gebüßt haben. Die meisten von ihnen, welche mit den Geflügeltesten und Muthigsten dahin wollten, wohin der Weg auf dieselbe Weise nicht für alle geht — denn nicht alle sollen da oben hingelangen, sondern, was dort ist, soll zu allen herabgebracht werden — kamen ermattet, gelähmt, und ausgedörrt zurück; ihnen war nichts übrig geblieben von ihrem vorigen Leibe und Leben, als der schwere irdische Bodensatz, das faule Phlegma des Erdgeistes: die Geister, deren gebührender Theil auch ihnen von der Natur geworden war, waren durch das thörigte Unterfangen hinausgelockt, kamen nie wieder ganz zurück, sondern flattern hinfort nur als Gespenster um sie her mit nichts als wehmüthigen Erinnerungen getäuschter Hoffnungen. Andere sind völlig wahnsinnig und verrückt geworden und treiben mit den Gespenstern und Gesichten, die ihnen erschienen

sind,

sind, ein verworrenes Spiel leerer Fantasterei, gleich den Behexeten und Besessenen; aus dem Streben nach Licht, das sie zuerst auf die gefährliche Bahn lockte, sind sie in die trübeste tartarische Schattenwelt von ungestillten Begierden und wilden Träumereien zurückgesunken. Wir weihen allen Gefallenen eine Thräne; sie vergingen aus Begier eines edlen Sieges, und nur ihr Verhängniß war ihnen zu groß.

Andere aber müssen wir bitter schelten, jenes Geschlecht, das, sobald etwas Großes und Heiliges wach ist, sogleich mit seinen gemeinen Bänkelsängereien und Mummereien hinterher fährt und sich das Ansehen giebt, als sei es recht eigentlich bestimmt, es in die Welt einzuführen. Dieses Geschlecht, verderblich wie alles, was in der Mitte hangen bleibt, ist grade klar und besonnen genug, um die großen Zielpunkte der Stunde zu belauschen, und zu erhorchen, was sie vorhat und wohin sie will; nach Licht und Wahrheit bloß um des Lichts und der Wahrheit willen streben sie nie, denn Mühe und Gefahr scheuen sie von Anfang. Zuerst bilden sie ihnen selbst wohl ein, als sei es ihnen nie voller Ernst mit dem Trieb und Streben nach höheren Gütern und Erkenntnissen; aber kaum merken sie, daß es ohne Mühe nicht gelingt sie zu erwerben, daß sie auch der Art nicht sind, die von dem einen dem andern nur zugelangt werden können,

so fangen sie an zu schalken, hüllen sich, in schlimmer Bewußtheit dessen, was sie treiben, in die erhabenen Scheine der Geweihten, und machen sich vor den Leuten auf diese Weise bedeutend und ungemein, indem sie das Heilige unbedeutend und gemein machen. Diese faulen und feigen Formulisten, Wortkrämer, und Leyerspieler, welche die lebendigen Geister im Guckkasten herumtragen und die Götterhymnen auf den Straßen ableyern, sind immer neugierig und heißhungrig hinter den Führern her, wie die Aaskrähen und Raben hinter den Adlern und Geyern herfliegen. Mit unheiligen Kehlen posaunen und trompeten sie schon als erfunden und entdeckt aus, was jene Große nur erst in der Ahndung und in ihrem Muthe haben und besitzen; sie äffen ihre Blitze mit Knallfeuerchen nach, tanzen und frohlocken um das kümmerliche Feuer, das sie angezündet, wie Buben um eine aus Stoppeln und Blättern angeblasene Herbstflamme, und rufen uns zu: hieher! hier wird die neue Welt im Feuer gemacht! Sie haben nun erlauscht, daß die große Anziehung der Weltpole zu dem Religiösen und Innerlichen geht, und benutzen diese Entdeckung sogleich für ihre unwürdigen Gaukeleien. Das Fromme, das Mystische, das Geheime wird jetzt neben dem Aesthetischen, von diesem Aesthetischen oft noch

fein

fein ausgeschmückt, in allen Gesellschaften herum getragen: es ist das große Geklingel der Zeitglocke.

Hier, meine lieben Kinder, kann man ergrimmen, wenn man das Wesen der Eitlen und Nichtigen sieht; bei dem Aesthetischen war nur zu zürnen. Denn hier wird das tiefste Heiligthum unsers Lebens angetastet und von frevlen Händen entweiht — Eben so entweihen den inneren Sinn, der in diesem Streben liegt, und die fröhliche Bedeutung des Evangeliums Christi jene Schwächlinge und Sünder, die, weil sie von der Zeit gestäupt sind, in Sack und Asche kriechen und sich gebärden, als seien sie plötzlich gottesfürchtig und fromm geworden. Durch ihre Buße ist hier keine Erlösung und wird der Weg nie geöffnet zu der Stille und Seligkeit, worin die Heiligen Gott anbeten. Sie gehören unter das Gesetz und seine strengen Strafen. — Auch diejenigen bleiben unter dem Gesetze, welche meinen, sie können von ihrer sogenannten Tugend gradesten Weges zu der Gemeinschaft der Frommen übergehen und nun auch einmal rechte Christen werden, weil es doch Mode sei, sich jetzt des lange verachteten Christenthums wieder zu rühmen. Diese suchen ihrem kalten Gesetzesleben und allem, was sie in seiner Gestalt thun und sprechen, auch von außen einen mehr innerlichen Anstrich

strich zu geben, als es sonst hatte, täuschen sich auch selbst wohl, sie seien durch ein sittliches Streben nun Fromme geworden. Die Armen! wahrlich so leicht hat der Heiland uns nicht erlöst und so leicht gewinnt sich des Christen himmlische Ruhe und Freudigkeit und Freiheit von der Sünde nicht. Ihr Sittengesetz und alle Täuschungen, die an ihm hangen, müssen diese zuerst der Flamme der Wiedergeburt opfern, wodurch der Weg zu den Seligen geht, hoffend, sie werden dort das Kleine in dem Größten wiedergewinnen. Eben weil der Geist Christi und seiner Apostel gar nicht von dieser Welt war, wurden alle heidnische Philosophenschulen geschlossen, auch die Halle Zenons, die ehrwürdige.

Alle diese, die sich auch Mystiker und Fromme nennen lassen, die so leicht gesehen und so viel gehört werden, sind es nicht, die Gott meint. Die hohen Genien, die ächten Begeisterten streben ihre Bahn zu dem Allerinnerlichsten hin, sie treibt eine höhere Macht, der frischeste und lebendigste Geist des Christenthums. Aber der Zusammenhang dieses Innersten mit dem Aeußeren ist so verhüllt, daß es fast unsichtbar durch das Leben hinwandelt; nur die geistigsten, überirdischesten Menschen sind bestimmt, es der Menge als Dämmerung zu zeigen: wo es Gestalt und Sprache gewinnen will, wie das Aesthetische, wo

es mit in der Gesellschaft auftreten und etwas bedeuten will, da ist gewiß ein unreiner Geist dabei, der unter einer schönen Larve ein teuflisches Spiel treibt. Es gilt auch hier, aber in einem viel weiteren Sinn, was ich oben von der Kunst und dem Aesthetischen sagte: dies gehört durchaus nirgends hin, als in die stille Einsamkeit des Hauses oder in die versammelte Andacht der Gemeinde. Wer dieses heilige Gebiet berührt, der wird sogleich ernst und still, und nur der Zusammenklang von Tausenden kann ihm die Stimme lösen. Denn das Mystische, als der rechte Grund alles Lebens und aller Gestalt, als der geheime innerste Strom, der zwischen der Gottheit und Menschheit verborgen hin und her fließt, kann selbst gar nicht als Gestalt in der Außenwelt erscheinen, es ist selbst das Gestaltloseste, die geheimste Kraft über aller Gestalt und Erscheinung. Grade darin laufen das Aesthetische und Religiöse, wie mir däucht, am weitesten von einander ab, daß, wie das erste das Prächtige und Schimmernde nicht nur duldet, sondern auch recht eigentlich für sich gebraucht, das letzte, je inniger und reiner es ist, desto mehr allen äußeren Schein und Glanz fliehet: es ist das unscheinbarste, stilleste, demüthigste; auch versinkt jedes demüthig fromme Herz auf sich selbst im ernsten Schweigen. Solcher ist auch der ächte Geist des Christenthums, die heiligste

Sehn-

Sehnsucht, die immer mehr nach innen zurückflieht und in der Einsamkeit mit Gott lebt. Wo also die Zungen so laut sind, wo sich Gesellschaften zusammenthun mit weltlicher Eitelkeit, da ist nur wieder ein neues Modespiel. Wie könnte da das Stille und Fromme seyn, das Sinnende und Verschwiegene, welches das große Zeichen des Mystischen ist?

Aber doch steht selbst dieses leere Spiel, dieses nichtige Getändel und Zungengeschwirr mit in der Zeit. Nicht allein die Verrückten und Verzückten und die Gaukler und Nachäffer gehören hieher, sondern auch die große Menge, dunkel erregt und angeklungen von dem Allgemeinsten, was in der Zeit lebt, hat eine größere Fähigkeit und Bereitwilligkeit, sich solchem Spiel hinzugeben, als zuvor. So groß ist diese dunkle Gewalt, daß selbst die groben und schweren Menschen davon gezogen werden. Es ist gewiß die hohe Bestimmung des Christenthums, den Geist und die Freiheit des Geistes zu einem Gemeingut aller Menschen zu machen; aber doch wird es immer so bleiben, daß dieses hohe Gut, welches alle besitzen, nur wenige verwalten können; das irdische Außenleben wird immer neben und unter dem überirdischen bestehen müssen; nicht alle werden Propheten und Mysten seyn, auch hier wird es viele Grade geben der mehr und weniger Geweiheten.

Zwar

Zwar immer mehr soll das Christliche vortreten auch in der äußeren Gestalt des Lebens, züchtig und unscheinbar und den Kleinsten und Niedrigsten gleich, es soll sich nicht schämen als Andeutung dessen zu kommen, was jetzt herrschen und regieren soll; aber bleiben wird die Erde mit ihren andern Bedürfnissen, Begierden, und Spielen, die auch keine Sünde sind. Wenn das Religiöse auch in der Brust aller Menschen liegt, so werden es doch nicht alle gleich stark empfinden; andere Triebe werden manche anderswohin ziehen; Künste des Leichtsinns und der Lust, Arbeiten und Streite im Kampf der staubigen und blutigen Rennbahn des Lebens werden viele oft so ganz beschäftigen und besitzen, daß sie das Religiöse kaum zu haben scheinen. Auch in dem christlichsten Zeitalter wird man noch die Frommen unterscheiden.

Doch ich schweige von dem Heiligen, was nur durch Schweigen erkannt wird. Hier ist die Welt der Frauen und Jungfrauen, die Welt der tiefsten Liebe und Sehnsucht; hier weiß das stille Herz und die fromme Einfalt mehr, als alle irdische Weisheit. Gott behüte Dich, liebe Seele, in Einfalt und Treue! Diese Briefe sollen Dich nicht irren, diese wunderbaren Zeichen der Zeit, worin wir leben, und die Deutungen und Warnungen aus ihr

sollen

sollen Dich nicht schrecken. Du wirst immer das Wahre wissen, weil Du das Reine willst. An Deinem stillen Daseyn, an dem freundlichen Frieden Deiner Seele, an dem, was, ewig schweigend und doch sprechend, in Wink, Blick und Gebehrde mit Gott lebt und auf Gott und die Seligkeit, die in ihm ist, alles beziehet, wird Deine kleine Lili die Sicherheit lernen und den Ernst gewinnen, die das Vergängliche von dem Ewigen zu unterscheiden wissen. Die Engel, die ihr glaubet und die zwischen eurem Himmel und eurer Erde auf und ab wandeln, werden euch bewahren vor dem Getändel und Geflatter, worin Leichtsinn und Eitelkeit das Göttliche verwandeln mögten. Lebe wohl und gedenke freundlich des Freundes, dem auch in Deinem stillen Bilde die stillen Götter erschienen sind.

STADTBIBLIOTHEK * AUGSBURG *

8° Bild
Arndt

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Arndt, Ernst Moritz,

Briefe an Psychidion, oder: Ueber weibliche Erziehung

Altona 1819

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- Bild 247
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11234727-2